Bennert.

Trinkkunst.

Vorlesungen

von

J. E. Bennert.

„Die Kunst ist eine Darstellung
des Schönen, ihr hoher Zweck ist
die Durchgeistigung des Stoffes."

Köln und Leipzig.

Druck und Verlag von Albert Ahn.

Inhalt.

1. Vorlesung.

Die Trinkkunst im allgemeinen.

Daß das Trinken an sich, da, wo es sich nicht um die Befriedigung eines materiellen Bedürfnisses, des Durstes, sondern um höhere geistige Interessen und Empfindungen handelt, als Kunst im eigentlichsten Sinne des Wortes zu betrachten ist, wird verständigen Leuten nicht erst bewiesen werden dürfen. Die Kunst ist aber eine Darstellung des Schönen nach dem Vorbilde der erhabenen Natur, und wenn der Trinker seiner in dieser Thatsache begründet liegenden idealen Aufgabe vermöge seiner geistigen und körperlichen Anlagen und Fähigkeiten in aller und jeder Weise gerecht zu werden vermag, dann steht er auf der Höhe seiner Zeit.

Er schafft dann in seiner Art ein Kunstwerk, wie es Raphael in der Malerei, Gerhard von Rile in der Architektur und Richard Wagner in der Musik hervorbringen zu können in der glücklichen Lage waren. Ja, er thut mehr, und ver-

einigt in seinen Leistungen die Anmut der sixtinischen Madonna mit der Großartigkeit des Kölner Doms und dem Hinreißend-Überwältigenden des Nibelungenrings und des Parsifal! — —

Man könnte nun versucht sein, zu fragen: Was ist das Schöne? Aber hierauf an dieser Stelle einzugehen, verbietet sich von selbst, wie es uns denn auch zu weit von unserem Thema entfernen würde.

Gewisse Grundwahrheiten muß man immer und überall als bekannt voraussetzen, im vorliegenden Falle den Satz: Daß schönes anmutvolles Trinken, mit Genuß und Andacht unbedingt als Kunst in des Wortes edelster Bedeutung aufzufassen ist; und niemanden wird es einfallen, einen Beweis dafür zu verlangen. Es läßt sich das auch mit Worten nicht begründen sondern nur durch das Gefühl wahrnehmen — wer das nicht kann, dem bleibt die hohe edle Kunst für immer ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. —

Will der Trinkkünstler seiner großen Aufgabe gerecht werden und ein wirkliches Kunstwerk schaffen, so muß er sich der geistigen Bedeutung seiner Handlung, seines Strebens zur Vollkommenheit durchaus bewußt sein: denn es handelt sich für ihn nicht darum, einem bloß materiellen Genusse nachzuleben, es handelt sich für ihn viel-

mehr um die Aufgabe, sich geistig über die Materie zu erheben, deren er sich, durch die Verhältnisse gezwungen, zu bedienen nicht umhin kann, da der menschliche Geist seinen Schöpfungen nur vermittelst des Stoffes Ausdruck zu geben vermag. Der Maler durch die Farben, der bildende Künstler in Erz und Stein, der Musiker durch die erschütterte Luft, welche seine Schöpfungen unserm Ohre überträgt, der Schriftsteller und Dichter im engeren Sinne vermittelst der Feder und Tinte, im weiteren der Druckerschwärze. —

Lessing giebt diesem Gedanken Ausdruck, indem er dem Maler Conti (in Emilia Galotti) die Worte in den Mund legt: „Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen, und warum es hat verloren gehen müssen: darauf bin ich ebenso stolz und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lasse. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nur nicht immer ist!“

Worauf wir mit einem andern Citat erwidern könnten: „Herr, dunkel war der Rede Sinn“ und uns der Ansicht, daß dem Maler etwas mehr

Bescheidenheit wohl zu wünschen gewesen, nicht verschließen. —

Ein Neuerer hat den Kern von Lessings Gedanken in eine bessere Form gebracht:

„Ein trefflich Werk, — es ist mir wohl gelungen,
Nicht meine Hand war's, die dies Bild erschuf:
Es war mein Herz, was mir den Pinsel führte.
O, könnte ich nur mit dem Geiste wirken
Und folgen frei dem Genius der Kunst;
Denn auf dem langen Wege durch den Pinsel
Und über der Palette Farbgemisch
Verlieret viel des Künstlers Schöpferkraft.
Daß doch des Geistes Flug sich muß bequemen
Dem Schneckengang des schnöden ird'schen Stoffs!
Dies ein Gesetz, das keine Ausnahm' duldet,
Dem alle Menschen unterworfen sind! —
O, könnt' ich frei den Weltenraum durchschweben
Auf zu des Himmels ew'gem Glanz und Licht,
Von dem ein Funke nur, ein schwacher Schein
Herniederstrahlt in unsres Daseins Nacht!"

Von der erwähnten Abhängigkeit aber hat der Trinkkünstler sich möglichst frei zu machen, weil sein Wirken geistiger Natur ist, und so besteht seine Aufgabe nicht etwa in der Aufnahme möglichst großer Mengen mehr oder weniger alkoholreicher Flüssigkeiten — sie besteht vielmehr darin: *schön*, d. h. allen künstlerisch-ästhetischen Anforderungen entsprechend zu genießen, sich selbst und andern Mitgenießenden zur reinen ungetrübten Freude.

Vor allen Dingen kann der Trinkkünstler nicht genug vor einem „Zuviel" gewarnt werden, von ihm gilt mehr als von allen andern Künstlern der alte Satz: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister!"

Wenn des Trinkkünstlers geistige Kräfte, von der Materie überwältigt, erlahmen, so daß sich in diesem Sinne manchmal geradezu schauerliche Folgen zeigen, so dürfen wir die Kunst an sich dafür nicht verantwortlich machen: der Betreffende ist so lange, bis er sein besseres Selbst wiedergefunden, eben aus dem Rahmen seiner Kunst herausgefallen, weil er etwas zu leisten versucht hat, was deren innerlichem Wesen fremd ist und ebensowenig zu billigen als das Bestreben des sonst hochgenialen Anton Wiertz, die letzten Gedanken eines Hingerichteten in einem dreiteiligen Gemälde darzustellen.

In Bezug auf die Trinkkunst hat das Sprüchwort: „Es fällt kein Meister vom Himmel!" nicht das Richtige getroffen. Geistig ist der Trinkkünstler als solcher dem Unbewußten wie Minerva dem Haupte des Zeus entsprungen, und so geht sein berechtigtes Streben dahin, den in ihm glimmenden Prometheusfunken abhandengekommener Göttlichkeit vor dem Erlöschen zu bewahren.

In diesem Bestreben unterscheidet er sich denn auch auf das vorteilhafteste von der ihn umgeben-

den Tierwelt und von den Nichttrinkkünstlern, deren Zahl leider größer ist, als man gewöhnlich annehmen zu dürfen glaubt.

Es ist schon eine geraume Zeit, daß Verfasser den Schulstaub abgeschüttelt, er erinnert sich aber noch, nicht ohne Heiterkeit, wie ihm in Quinta ein deutscher Aufsatz aufgegeben wurde: Über den Unterschied zwischen Mensch und Tier, worauf denn die ganze Klasse mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit darzuthun suchte, daß der Mensch mit Verstand begabt sei, die Tiere sich dagegen mit Instinkt behelfen müßten. Die armen Tiere! Das erstere bewies der Lehrer nun gerade nicht durch die Wahl des Themas, er vergaß auch ganz, wie sehr er damit das Goethesche Wort illustrierte: „Denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Was den Menschen von der Tierwelt unterscheidet, ist der ihm innewohnende Abglanz göttlichen Geistes, welcher hauptsächlich in der Ausübung von Religion und Kunst seinen Ausdruck findet. Kein Volk der Erde, sei es auch noch so wenig entwickelt, entbehrt der Religion wie der Kunst, wenn beide oftmals auch nur in den rohesten Formen sich zeigen.

Es ist das selbstredend relativ aufzufassen: so thut im Grunde der neuseeländische Wilde, welcher

dem getöteten Feinde die schön tättowierte Haut abzieht, um dieselbe in seiner Hütte ausgespannt zu bewahren, genau dasselbe, was der Kunstfreund, der ein Ölgemälde um hohen Preis erwirbt, um damit die Wand seines Prunksalons zu zieren. Freilich: Si duo faciunt idem, non est idem, wird man mir einwenden, aber mit Unrecht, denn es kommt darauf an, derartige Wahrnehmungen durchaus objektiv aufzufassen.

Von der Trinkkunst gilt dasselbe, und werden wir darauf eines näheren zurückkommen, nachdem wir sie im Verhältnis zu den andern Künsten betrachtet.

Denkender Trinkkünstler kann nur der Gebildete sein, welcher das Leben überhaupt durchaus anders auffaßt und genießt, wie der Ungebildete; es gehört das zu den vorher erwähnten anzuerkennenden Grundwahrheiten und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

So wenig der fern dem Geräusche der Welt im einsamen Gebirgsdorfe aufgewachsene Bauer sich von dem Genusse eine Vorstellung machen kann, welche dem Eingeweihten die uns über die Alltäglichkeit erhebende Kunst gewährt, weil eben sein geistiger Horizont so beschränkt ist, daß er sich mit seinen Gedanken in diesem Sinne nicht über die Fiedel in seiner Dorfschenke und Erntebier erheben kann, so wenig können wir einen solchen

den Trinkkünstlern beizählen, wenn schon bei letztgenannten Genüssen ihm eine gewisse Empfindung nicht abzusprechen sein wird.

Der nicht Gebildete wird den Pforten des ihm verschlossenen Tempels der Kunst ebenso gegenüberstehen, wie jener Bauer, welcher in einem Schaufenster die Photographie der reizenden Grazien von Canova erblickend, zu seinem Sohne die gewichtigen Worte sprach: „Sühst Du, Jochen, so sind die Frauenzimmer in der Stadt: noch nicht einmal ein Hemd haben sie anzuziehen, aber doch müssen sie sich photographieren lassen.“ Wobei Jochen sich ohne Zweifel von dem frommen Wunsche durchdrungen gefühlt haben wird, statt der photographischen Kopien lieber die lebenden Originale zu bewundern!“ —

Genannter Bauer repräsentiert, wenn auch nur unbewußt, so recht das leider noch immer nicht ausgestorbene Pharisäertum, welches den erhebenden und veredlenden Genüssen des Trinkkünstlers gleichgültig oder gar feindlich gegenübersteht, sich auf die Brust schlägt und mit verdrehten Augen spricht: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener.

Der Tierwelt ist die Trinkkunst verschlossen, Ausnahmen sind nur scheinbar. So giebt es Hunde, welche Bier trinken, sie mögen dabei wohl einen gewissen Kitzel der Geschmacksnerven empfinden, aber es fehlt die höhere Weihe, welche den Priester

der Kunst erhebt und seinen Geist über den irdischen Stoff triumphieren läßt, soweit eben unsere menschlich beschränkten Verhältnisse solches gestatten.

Hunde mit Bier zu traktieren, ist aber ein ebensolcher Mißbrauch, als einem Pferde Champagner vorsetzen!

Brehm berichtet von einem Orang-Utang, welchem zur Stärkung täglich ein Glas Wein vorgesetzt wurde, worauf er solches in die löffelartig vorgestreckte Unterlippe goß und dann den Trank mit sichtlichem Behagen langsam über die Zunge rinnen ließ.

Aber auch das ist eine nur scheinbare Ausnahme, die Kunst ist der Tierwelt verschlossen, und selbst die ersten Menschen, wenn sie auch verstanden, ihre Steinwerkzeuge und Geräte mit einigem ornamentalen Schmucke zu versehen, konnten sich nicht zu Trinkkünstlern ausbilden, denn es fehlte ihnen das, was erst späteren, mehr fortgeschrittenen Generationen zu erfinden vorbehalten war, ohne welches die Trinkkunst nicht ausgeübt werden kann und was wir so treffend mit dem anders gar nicht denkbaren Namen bezeichnen: Geistiges Getränk!

Nur finsteres Muckertum verwirft die heiteren Genüsse, welche uns die Kunst gewährt — zu seinem eigenen Schaden, denn Vernünftige lassen sich durch das Ach und Weh unduldsamer Dunkel-

männer nicht stören in dem löblichen Bemühen, sich die edle Gottesgabe in rechter Weise zu Gemüte zu führen.

Hat doch Christus selbst auf der Hochzeit zu Kanaan den froh versammelten Gästen durch sein göttliches Wort einen herrlichen Trank hervorgezaubert, wie man ihn heute auf der Weinkarte des besten Restaurants vergebens sucht; aber auch beim letzten Abendmahle hat er den Wein vor allen andern Getränken geadelt, indem er den Kelch segnete und ihn seinen Jüngern reichte mit den Worten: Trinket alle daraus — und — dieses thut zu meinem Andenken.

2. Vorlesung.

Die Trinkkunst in ihrem Verhältnis zu andern Künsten.

Wie der Anstreicher noch lange kein Maler, der Maurer kein Baumeister und der Schreiber kein Schriftsteller ist, ebensowenig hat der Trinker einen Anspruch auf die Bezeichnung Trinkkünstler, wenn er es nicht versteht, sich in seinen Leistungen über die Alltäglichkeit zu erheben und die Materialität seinen hohen geistigen Zwecken dienstbar zu machen. Gelingt ihm das aber, so erreicht er das denkbar Vollkommenste, denn die Trinkkunst ist die am meisten ideale.

Mit dieser Wahrnehmung entscheidet sich auch der vordem mehrfach geführte Streit, welcher Kunst der Vorrang vor den andern gebühre. Wir können heute kaum begreifen, wie es möglich war, sich über eine so klare Sache im Dunkeln zu befinden und stellen mit großem Bedauern fest, in welcher geistigen Nacht die ehedem so gepriesene „gute alte Zeit" gewandelt, welche, wenn sie auch genug Trinker aufzuweisen hatte, doch die Trink-

kunst als solche nicht erfaßte und begriff. Die Folgen davon blieben nicht aus, und wir dürfen uns nicht wundern, daß eine solche geistige Beschränktheit in Zauberei- und Hexenprozessen ihren Ausdruck fand. Die Menschheit stand eben zur Zeit auf einer niedrigeren Stufe als heute oder war, um mit den Darwinianern zu reden, nicht „entwickelt" genug.

Hätte man die Pflege des Trinkens als Kunst richtig verstanden, die Welt wäre niemals in einem solch eklen Pfuhle der Völlerei und des Aberglaubens versunken, daß wir uns mit Unwillen davon abwenden und uns glücklich preisen, in einer Zeit zu leben, die den Wust und Tand früherer Jahrhunderte in die Rumpelkammer verwiesen und frei von den Überlieferungen veralteter Schulweisheit auf eigenen Füßen stehen gelernt hat.

Der Trinkkunst müssen sich die übrigen Künste unterordnen, und wie in Wagners Festspielen Musik, Dichtkunst und Malerei sich zu einem Ganzen vereinigen, so sind dem denkenden Trinkkünstler die übrigen Kunstgebiete von selbst erschlossen, sie fließen für ihn zusammen zu der großen Allkunst, die, wie wir in der ersten Vorlesung erfuhren, den Menschen so hoch über die Tierwelt erhebt. — —

Heine, welcher in seinem Ata Troll noch besonders den Unterschied hervorhebt, daß die Menschen sich der Taschen bedienen, während die Tiere, die

ohne solche in ihren Pelzen zur Welt kommen, trotz der gepriesenen Entwicklungstheorie noch immer nicht darauf gekommen sind, sich dergleichen anzufertigen, — Heine versteigt sich zu der kühnen Behauptung: der Tanz sei ein Beten mit den Beinen!!!

Das ist einfach ungeheuerlich — weit eher wäre man berechtigt, die Trinkkunst in den Dienst des höchsten Wesens zu stellen, denn wenn der Künstler sich die edle Gottesgabe in rechter Weise schmecken läßt, so muß der Schöpfer, dessen Güte er den labenden Trank verdankt, doch daran auch seine Freude haben.

Somit ist die Trinkkunst selbst von dem abstrakt religiösen Standpunkte aus anzuerkennen, wie denn die Herren Geistlichen der christlichen Konfessionen ihr niemals abhold gewesen mit Ausnahme freilich gewisser Muckergegenden, worauf hier aber nicht weiter zurückzukommen ist, denn wir wollen, im Gegensatze zu den allerneuesten Dramatikern, unsere Leser mit der Schilderung finsterer Nachtbilder lieber verschonen.

Der heftige, noch heute nicht entschiedene Streit über Idealismus und Realismus läßt den Trinkkünstler kalt: er blickt von seiner Höhe stolz und mit souveräner Verachtung auf das kleinliche Getreibe der materiellen Welt. Ihn kümmern nicht die Ameisensorgen und Riesenprojekte, welche dem

größten Teile der Menschheit das Leben verbittern — in heiterer Ruhe fließt in der Ausübung der Kunst sein Dasein hin. Was er schafft, ist wahrhaft ideal, es ist flüchtig und nur für den Augenblick geboren, aber es entsteht immer wieder aufs neue in gleicher Vollkommenheit. Fremd ist ihm schnöder Ehrgeiz, der das Große will, aber nicht um seiner selbst willen, sondern nur um die Eitelkeit zu befriedigen, er sucht nicht das bleiche Phantom des Nachruhms zu erjagen, er trachtet nicht nach dem Beifall der Menge und buhlt nicht um die Gunst der Großen der Erde — was er schafft, erschafft er für sich und freut sich desselben mit wenig Auserwählten und Gleichgesinnten.

Daher steht der Trinkkünstler hoch erhaben da, verglichen mit seinen Kollegen auf andern Gebieten, sein Werk ist in sich vollendet und bedarf keiner fremden Hülfe, am wenigsten der Mitwirkung profaner Materie, welche der Tod aller wahren Kunstwerke ist und oftmals die genialsten Werke in der Geburt erstickt.

Hat der Schriftsteller sein Manuskript fertig, wo findet er einen Verleger, der es herausgiebt? — Hat der Maler ein Bild vollendet, wo ist ein Mäcen, der es kauft? — Die großartigsten Pläne des Baumeisters bedürfen zur Ausführung der gröbsten Handwerke, dafür sind seine Schöpfungen freilich dauerhaft, aber — auf wie lange?

„Nichts auf Erden dauert ewig,
Selbst der schönste Jüd wird schäbig.“

Was ist von Babylon und Ninive, von Susa und Persepolis, den damaligen Weltstädten, geblieben? Nur Trümmer, wie von den großartigen Bauten, mit welchen das den Erdkreis beherrschende Römervolk seinen Namen in das Buch der Ewigkeit eingezeichnet zu haben wähnte. Sie sind dahin — versunken — vergessen! —

Nachdem die Stürme der Völkerwanderung ausgetobt, entstand auf den Trümmern und dem Schutte zweier Jahrhunderte eine neue Welt, ein eisernes Zeitalter, groß und kräftig, wie der deutsche Geist, welcher der Weltherrschaft Roms den Todesstoß versetzt, ... doch dahin sank auch sie, und die neue Zeit trug den letzten Recken zu Grabe, nachdem ihm der vormals edle und hohe, später so entartete Geist des Rittertums längst vorangegangen zum Staub und Moder verschollener Generationen.

„Reiten und Rauben ist keine Schande — das thun die Besten im Lande“, so prahlte der Adel, und jetzt kann der Wanderer, welcher vom bemoosten, epheuumrankten Ruinensteine hinabblickt auf den König der Ströme, den stolzen Rhein, der wieder Deutschlands Strom ist, nachdem er so lange schmachvoll Deutschlands Grenze gewesen,

so recht mit dem Sänger des Freiheits-Festgrußes empfinden:

„Doch Rache kam! Wer kennt sie noch,
Die auf den Schlössern hier gehaust,
Die auf des Bürgers Haupt gelegt
Die stahlbewehrte Adelsfaust?
Wo ist die stolze Ahnengruft,
Darin der Sarg der Ritter steht? —
Zerbrochen sind die Wappen längst,
Die Namen hat die Zeit verweht.
Macht ging vor Recht, so wähnten sie,
Doch mit dem Unrecht geht der Fluch!
Der Geist der Freiheit strich die Herr'n
Für ewig aus des Lebens Buch. — —

Und dieser Gedanke wird nimmer untergehen und versinken wie das, was frühere Zeiten geschaffen.

Wer kennt noch die Werke der berühmten Maler des Altertums? Nur geringe Reste elender Dekorationsmalerei sind uns in den Ruinen von Pompeji erhalten, aber auch diese verbleichen schnell, sobald sie der Erde dunklem Schoße, worin sie fast zwei Jahrtausende geschlummert, entrissen werden. Wer gedenkt der Dichter und Schriftsteller des Altertums? Niemand, und ihre hohen Geistesprodukte werden nur noch dazu benutzt, die Schüler höherer Lehranstalten zu peinigen und ihnen einen heillosen Abscheu einzuflößen vor allem, was Litteratur heißt, sei es nun klassisch oder modern. Die aufgeklärt sein wollende

Neuzeit hat zwar die „hochnotpeinliche Frage“ abgeschafft, aber die geistige Tortur der Jugend ist geblieben, und leider hat sich noch kein Staatsanwalt bewogen gefunden, gestützt auf §. 360 Nr. 11 dagegen einzuschreiten und die heranwachsenden Generationen von der Qual des Klassicismus zu befreien, wie sie eine von den heutigen geistigen Errungenschaften längst überholte vermorschte Professorenweisheit noch immer vortragen darf.

Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, die Zeit wird hier Wandel schaffen, denn achtlos schreitet ihr eherner Fuß, um uns „klassisch“ auszudrücken über die Dunkelmänner hinweg, welche sich dem gesunden, segensreichen Einfluß des Fortschritts zu entziehen trachten.

„Ach, wie sie toben, wie sie sperr'n
Dem Licht den Zugang! Doch vergebens,
Der Geist der Freiheit streicht die Herr'n
Auf ewig aus dem Buch des Lebens!“

Der Trinkkünstler aber ist den Gefahren des Rückschrittes nicht ausgesetzt weil sein Schaffen ein inneres, geistiges, sich stets neu gebärendes ist, es entzieht sich der großen Welt, und so können wir leider nur sehr wenige berühmte Trinkkünstler namhaft machen und den Lebenden zum Gedächtnis, den Kommenden zur Nacheiferung als Muster hinstellen.

Es ist, so sonderbar das klingen mag, leichter festzustellen, ob jemand ein Nichttrinkkünstler ist, als daß das Gegenteil zu erhärten wäre.

Ich kann nicht umhin, hier auf den bereits mehrfach erwähnten Unterschied zwischen Trinker und Trinkkünstler zurückzukommen. Der ersteren giebt es nur zu viele, berühmte und unberühmte, doch sollen deren Leistungen, als nicht in den Kreis unserer Betrachtungen gehörig, keine besondere Erwähnung finden, sondern nur gelegentlich berührt werden.

Beginnen wir, einige historische Charaktere herauszugreifen, mit dem König David, von welchem bekanntlich der Spruch herrührt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz!"

Welche Fülle von Wahrheit! Welche Tiefe! Welche Weltweisheit in diesen wenigen Worten! Unendlich mehr als in allem, was der gerühmte Sokrates in seinem ganzen Leben zusammenge — hm — philosophiert hat. Mit Recht haben ihn darum auch seine Landsleute, denen sein Kauderwelsch so trocken und ledern vorkam als uns etwa die Kritik der reinen Vernunft, ihn abgeschafft, und zwar auf dem jetzt altmodisch gewordenen Wege der Vergiftung. Dadurch wurde er freilich berühmter als durch alles andere, aber er kann doch froh sein, daß er tot ist und nicht in unserm Zeitalter der Eisenbahnen, der Elektricität, des

Börsenschwindels und der Reichtagswahlen existieren muß: er wäre trotz all seiner Gelehrsamkeit und seines philosophischen Wissens noch nicht einmal im stande, mit der Eisenbahn von hier nach da zu fahren, wenn anders ihm der Herr Oberstaatsanwalt von wegen §§. 174 Nr. 1, 175 und 176 Nr. 3 des dahier geltenden Reichsstrafgesetzbuches dafür Zeit ließe.

Nun aber machen die Herren Professoren es mit ihm ähnlich wie mit Shakespeare, Goethe und Schiller, in deren Theaterstücke im Litteraturunterricht alles das hineingelesen und erklärt wird, was nicht darin steht.

Hat doch selbst die Poesie ihn verklärt:

„Der Sokrates, der ist gewesen
Athenischer Privat-Docent;
Er hat nur publice gelesen,
Nie hat bezahlt ihn ein Student.
Und was er las, des braucht zu schämen
Sich Keiner jetzt in Wort und Schrift;
Da könn'n Sie ruhig Jift drauf nehmen,
Er selber nahm ja darauf Jift."

Das „klassische Altertum" späterer Erledigung vorbehaltend, gehen wir zur Zeit des Mittelalters über.

Karl der Große war gewiß ein Trinkkünstler, sonst hätte er sich die Einführung und Verbreitung des Weinbaues in den Rheinlanden nicht so angelegen sein lassen. Die übrigen altdeutschen Kaiser überschlagend, fassen wir nunmehr einige besonders hervortretende historische Charaktere ins Auge.

Luther, welchem große Eigenschaften selbst von den Gegnern des evangelischen Glaubens nicht abgesprochen werden, war gleichwohl kein Trinkkünstler in unserm Sinne, wennschon er einen guten Krug nicht verschmähte. In seiner Angst warf er mit dem Tintenfasse nach einer nur eingebildeten satanischen Erscheinung, ein echter Trinkkünstler aber fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel:

„Tod, höre, man hat mir befohlen:
Stirb, oder entsage dem Wein!
Sieh, wenn Du willst, kannst Du mich holen,
Hier sitz' ich und schenke mir ein."

Wallenstein war, obgleich ein bedeutender Mann, ebenfalls kein Trinkkünstler, steckte er doch im finstersten Aberglauben und vertiefte sich in Astrologie und Zeichendeuterei — verständnisvolles Trinken aber verbreitet, wie wir vorhin erfuhren,

Aufklärung und Licht. Er hätte auch sonst nicht zugegeben, daß bei feierlichen Gelegenheiten, wo es hoch herging, aus Hüten getrunken wurde, und zwar in seinem Palaste, im Feldlager wäre es noch einigermaßen zu entschuldigen gewesen.

Tilly, sein Gegenstück, ist uns gar in diesem Sinne unbegreiflich; denn, wenn es keine Flunkerei gewesen sein sollte, dessen er sich gerne rühmte: daß er niemals Wein getrunken, nie ein Weib berührt und nie vor einem Feinde zurückgewichen, so kann, da letzteres entschieden nicht zutrifft, auch ersteres nicht zu seinen Gunsten sprechen.

Goethe war, wie aus verschiedenen Stellen seiner Werke hervorgeht, ein richtiger Trinkkünstler und das bekam ihm in Verbindung mit einem guten Tische so vortrefflich, daß er sich eines respektablen Spitzbauches erfreute, daher ihm denn schließlich kein Schneider mehr einen gut sitzenden Rock machen konnte und nach seinem Tode die Bildhauer, welche mit der Anfertigung seiner Denkmäler beauftragt wurden, sehr in Verlegenheit gerieten, indem es schwer war, persönliche Ähnlichkeit mit der damals beliebten idealen Auffassung zu vereinigen.

Schiller ließ sich meist an Kaffee und dem Geruche fauler Äpfel genug sein, wenn er sich auch dann und wann einen guten Schluck leistete. Er konnte sich das schon erlauben, denn er erhielt

für seine Arbeiten stattliche Honorare und ist an nichts weniger als am poetischen Hungern des Todes verblichen, wovon früher so viel gefabelt wurde.

Das Gesagte erklärt nun auch leicht die unrichtige Darstellung der in seinen Stücken vorkommenden historischen Charaktere, welche die heutige Kritik ihm nicht würde durchgehen lassen. Wie hat er z. B. den Herzog von Alba verunstaltet! In Wirklichkeit war dieser ein alter sehr jovialer Herr uud nichts weniger als Don Carlos Feind, mit dem er vielmehr an manchem Abend bei einer guten Flasche überlegte, wie die Dummheiten, die jener tagsüber zu stande gebracht, wieder repariert werden könnten. — —

Ob Friedrich der Große den Trinkkünstlern beizuzählen ist, möge unentschieden bleiben; Napoleon war es keineswegs, denn dem war sogar gleichgültig, was er aß! Blücher dagegen verstand es, sich ein Glas Champagner schmecken zu lassen, ein so erbitterter Feind von dessen Landsleuten er auch war. Es ist zu beklagen, daß er die deutsche Schaumweinfabrikation nicht mehr erlebt hat.

Unter den in den „klassischen" Meisterwerken dargestellten, mehr oder weniger geschichtlichen, oftmals aber durch historische Mohrenwäsche gar zu sehr idealisierten Persönlichkeiten finden wir nur wenige wahrhafte Trinkkünstler,

daher wir uns über das tragische Ende am Schlusse des fünften Aktes nicht wundern dürfen. Hamlet z. B. hätte nie und nimmer über seinen Grübeleien von Sein und Nichtsein den Verstand verloren und so vieles Unheil angerichtet, wenn er wenigstens versucht hätte, sich zum denkenden Trinkkünstler heranzubilden. Anlage hat ihm bei seinem poetischen Gemüte sicher nicht gefehlt, auch nicht das nötige Übungsmaterial, denn König Claudius, welcher die Pokale Rheinwein, die er sich einverleibte, mit Pauken und Trompeten verkünden ließ, wird dazu sicher keinen Krätzer verwendet haben. Daß man aber am dänischen Hofe, jedenfalls zur Freude des damaligen königlichen Hoflieferanten, die edle Gottesgabe auch sonst nicht im mindesten schonte, ersehen wir aus dem Umstande, daß Yorik, des Königs Spaßmacher, dem Totengräber „einmal eine Flasche Rheinwein über den Kopf goß.“ Auch das war schon zu viel. Ein ebenso schlimmer Mißbrauch des Weines, welcher sich noch bis in unser Jahrhundert erhalten hat, ist der, — Blumen damit zu begießen. Wenigstens fand ich in der Vorrede einer Anleitung zur Pflege von Blumen und Zierpflanzen davor gewarnt, und gab Verfasser den Blumisten den guten Rat, ihren Wein lieber selbst zu trinken, er würde ihnen besser bekommen als ihren Pfleglingen.

Werther seligen Angedenkens, hätte nie die todbringende Waffe auf sich abgefeuert, wenn er, statt nur ein Glas aus seiner letzten Flasche zu trinken, sich dieselbe ganz zu Gemüte geführt hätte — mit Verständnis und Andacht. Er würde dann, wenn er Lotte nun einmal so sehr liebte, sich nach einer ihr ähnlichen Lebensgefährtin umgesehen und diese auch gefunden haben. Das ist klar. Goethe hat es wenigstens so gehalten, aber nun ahmten die dummen Teufel von anno dazumal das Totschießen nach, statt das Amlebenbleiben des Autors.

Es war aber damals eine gräßlich überspannte Welt, in welcher die wenigen vernünftig Gebliebenen sich um so mehr von der großen Masse abhoben und es ihnen leicht war, aufzufallen und berühmt zu werden, wenn auch nicht ganz so leicht wie im 13. Jahrhundert, wo man Verbrecher begnadigte, wenn sie lesen konnten, um zum Lernen und Studieren allgemein anzuregen, wo man jemanden, der seinen Namen möglichst unleserlich zu unterschreiben verstand, zum Geheimrat beförderte und demjenigen, welcher ein Buch geschrieben, was doch kein Mensch las, eine Statue errichtete, wenn in diesem Artikel keine gar zu arge Hausse notiert wurde.

3. Vorlesung.

Die Entwicklung der Kunst aus dem Handwerk.

Die Kunst ist bekanntlich aus dem Handwerke entstanden, dieses mußte zuerst die Form schaffen, welche der Geist belebt, die Kunst konnte sich also nur da entwickeln, wo die menschliche Gesellschaft bereits eine gewisse Kulturstufe erreicht hatte.

Je edler eine Kunst, um so höher ist der Kulturzustand, den sie zu ihrer Aufnahme erfordert, und so bedurfte es der Jahrtausende, um die Menschheit so zu erheben, daß sie im stande, das Trinken als Kunst zu erfassen und zu pflegen. Begründen wir das Gesagte durch einen kurzen, historischen Rückblick!

Adam mußte, wenn ihm seine einzige Nahrung, frisches Obst, den Durst nicht genügend löschte, eben Wasser trinken, da es nichts anderes gab, und daß ihm dabei die Trinkkunst verschlossen bleiben mußte, sieht jeder ein. Dennoch ist das Wasser dem Trinkkünstler nicht entbehrlich und

wir werden seine Stellung zu dem feuchten Elemente später eines nähern kennen lernen.

Zwar gab es, wie bekannt, im Paradiese Weinstöcke, aber niemand wußte etwas damit anzufangen, und in dumpfem, bewußtlosem Empfinden konnten die ersten Menschen die Wahrheit des hohen philosophischen Grundsatzes vorausahnen: Was nützt der Bandwurm, wenn er nicht gerollt ist?

Übrigens ist der Dichter in einem großen Irrtum befangen, wenn er behauptet:

„Ein Leben, wie im Paradies,
Gewährt uns Vater Rhein.“

Ich danke und glaube wohl, er und alle, welche ihm sein Lied beim wohlgefüllten Becher begeistert nachgesungen, würden sehr erstaunen, wenn man ihnen zumuten wollte, zur Abwechselung einmal paradiesisch zu leben. Mit bloßen Füßen, mit „ohne alles weitere Kostüm“ in einem Garten herumzuspazieren, das mag an einem schönen Sommernachmittage schon angehen, wenngleich man sich auch da noch sehr an Fliegen, Moskitos, Ameisen, Ohrwürmer und dergleichen, was bei dem sechsten Schöpfungstage auch besser fortgeblieben wäre, gewöhnen müßte.

Ginge es so allenfalls noch bei gutem Wetter, wie würde es bei einfallendem Regen werden? Ich glaube, daß es alsdann des Wandelns im

nassen Grase selbst für den eingefleischtesten Verehrer Pfarrer Kneipps des Guten zuviel geworden wäre.

Aber abgesehen davon, Adam mußte allen und jeden Komforts entraten und entbehrte besonders diejenigen Gegenstände, ohne welche wir uns heute ein menschenwürdiges Dasein kaum vorstellen können: Brillanthemdknöpfe, Zeitungen, Lackstiefel, Ordensbänder und Visitenkarten. Ja, noch nicht einmal Karbolsäure hatte er zur Verfügung, wenn er sich auch gerade dieses Mangels nicht so bewußt wurde wie Frau Quärkersen im „Torfmoor", die auf ihrem alten wackligen Tische sitzend, aus dessen Schublade alte Brotrinden duften, umflutet von Abendsonnengold, mit den Worten verscheidet: Und kein Karbol! — — Kein Karbol! — — —

Friede sei ihrer Asche! —

Wir sehen also, daß die Paradiesesfreuden ihre böse Schattenseite besaßen und müssen, so sehr dies auch vom poetischen Standpunkte aus zu beklagen, den alten Wahn, in dem wir so lange befangen gewesen, abstreifen, um in die neue Haut des Realismus und Naturalismus hineinzufahren. —

Daß es schließlich dem alten Adam, man nennt ihn mit Unrecht so, denn er war ein verhältnismäßig noch junger Mann, des Guten zuviel wurde — wer will ihm das verargen? Den ganzen Tag langweilte er sich wie ein Mops im Tischkasten,

denn er hatte, wenn schon er sich mit Recht als Rentier bezeichnen durfte, noch nicht einmal Coupons abzuschneiden, auch keine Zins- und Mietquittungen auszuschreiben, was beides so angenehme wie zeitverkürzende Beschäftigungen sein sollen. Man erzählt, daß einsame Lieutenants sich die Zeit mit Versuchen vertrieben, aus ihren Fenstern auf einen bestimmten Stein im Straßenpflaster zu spucken und daß sie es darin allmählich zu einer anerkennenswerten Virtuosität brächten. Ob Adam auf ähnliche Gedanken geraten ist, den öden Tag auszufüllen? — Doch nein, der Arme besaß ja noch nicht einmal ein Fenster, welches er zu einem so anmutigen wie erhebenden Sport hätte mißbrauchen können. War er so den ganzen lieben langen Tag abgestumpft von seiner sich immer gleichbleibenden Umgebung, und es schlug abends sieben Uhr, dann hatte er auch noch nicht einmal einen Stammtisch, wo er beim Schöppchen oder beim Glase Bier die wichtigsten Tagesereignisse hätte behandeln können.

Wir können ihm das so recht nachfühlen, ebenso die verehrten Damen seiner Gattin den Mangel an Kaffeevisiten und anderen Gelegenheiten, sich auszusprechen und den modischen Hut wie das neue Kostüm ins rechte Licht zu setzen. Zu Hause konnte der Arme seine Grillen aber auch nicht vertrinken, denn er hatte nichts als Wasser, bei feierlichen Gelegenheiten als Hochzeiten und Kind-

taufen und Sauschlachten, wo er schon ein Übriges thun mußte, allenfalls Fruchtsäfte.

Und nun giebt es heute, „wiß und wahrhaftig", zweibeinige Wesen, welche sich für Menschen ausgeben, uns am liebsten wieder auf Wasser mit Fruchtsaft zurückführen möchten und den edlen Wein perhorrescieren.

Das ist ein schönes Fremdwort, Heil dem Manne, der es erfunden!

Es ist schauderhaft. Mäßigkeitsapostel nennt man diese Rückschrittler, und man weiß da nichts anderes zu sagen, als mit dem Hofmarschall von Kalb auszurufen: „Mein Verstand steht still!" Aber nicht alle Vegetarier, nur die ganz waschechten und allergefährlichsten verschmähen den Wein, das edelste Erzeugnis der Pflanzenwelt — zu ihrem eigenen Schaden, sie behelfen sich mit wertlosen Surrogaten. Ich selbst speiste letzthin in einem vegetarischen Restaurant und ruinierte mir an den überfetten Gemüsen den Magen. Gut zubereitet waren sie sonst, ja — aber der vegetarische Wein, den es dazu gab! — Brr! Trotz des hochtönenden Namens Amplosia war es ein Getränk, welches man keinem Esel ins Ohr hätte gießen dürfen, ohne zu riskieren, daß er sofort das Zeitliche gesegnet und der staunenden Mitwelt den seltenen Anblick eines toten Grautieres geboten hätte.

Hat jemand überhaupt schon einen toten Esel

gesehen? Ich nicht und ich habe erst einen gefunden, der sich rühmen konnte, eines solchen ansichtig geworden zu sein, worauf er nicht wenig stolz war. Doch zur Sache!

Die angeblich aus nicht vergorenen Trauben hergestellte Flüssigkeit war ohne Wasserzusatz überhaupt nicht zu trinken, sie kratzte in der Kehle, als habe man einen Eßlöffel Katzenkrallen mit kleinen Glasscherben vermischt, zu sich genommen, und jemand, der bei mir war, hatte wohl so unrecht nicht, wenn er behauptete, es sei ihm gerade so, als ob man ihm eine Holzraspel in den Schlund gestoßen hätte und es würde mit derselben darin nun im Zweivierteltakt Allegro molto auf und nieder gegeigt.

So tröstet uns die wissenschaftliche Erkenntnis über den Verlust vermeintlicher Freuden, welche überdies noch nicht einmal von langer Dauer gewesen sein können.

Es ist klar, daß in den Zeiten des Erdenlebens der auf die ersten Menschen folgenden Generationen auch nichts Gescheites geleistet wurde, es fehlte den Leuten eben alle und jede Anregung, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß sie wie die einsamen Ziegenhirten in der römischen Campagna auf allerlei Unfug gerieten, der sie heute in argen Konflikt mit dem Reichsstrafgesetzbuche bringen würde und der auch dem Schöpfer

so wenig behagte, daß er dessen schließlich zuviel bekam und die Sündflut schickte, aus welcher bekanntlich nur Noah mit seiner Familie gerettet wurde und von allen Tieren je ein Paar.

Geschadet hätte es, wie wir eben bemerken wollen, nicht viel, wenn verschiedene der letzteren draußen geblieben und mit der sündhaften Menschheit für immer vertilgt worden wären! —

Wenn wir auch gerne annehmen wollen, daß die Arche, was Komfort und hygienische Einrichtungen betrifft, durchaus auf der Höhe ihrer Zeit gestanden, so werden wir doch mit der Vermutung nicht fehlgreifen, daß es Noah ganz tedeumhaft zu Mute gewesen ist, als er endlich aus dem Kasten wieder an die frische Luft kam. Wer jemals bei Regenwetter mit seekranken Passagieren in einer Schiffskajüte gesessen, wird ihm diese Wonne so recht nachempfunden haben. Wer aber jemals eine Überschwemmung mitgemacht hat ohne Trinkwasserleitung im Hause und noch möglichst in der Nähe eines mitüberschwemmten Kirchhofes, eine Abdeckerei thut übrigens dieselben Dienste, der wird noch besser sein Verlangen begreifen:

„Das Wasser schmeckt mir gar nicht mehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind;
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han."

Ein gutes Wort findet aber einen guten Ort, und der Schöpfer war gern bereit, nachzuholen, was er bei der ersten Auflage seines Werkes leider versäumt hatte.

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß
Und gab ihm guten Rat und Lehr'
Und sprach: Den sollst Du pflegen sehr!
Und wies ihm alles so und so;
Der Noah war ohn' Maßen froh."

Und mit Recht, denn eine größere Errungenschaft als die Einführung des Weinbaues kann es überhaupt nicht geben. Was ist dagegen die Erfindung des Schießpulvers und die Entdeckung Amerikas? Was Eisenbahnen, Bazillen, Buchdruckerkunst und mitteleuropäische Zeit? — —

Alles das, worin man vordem die höchsten Triumphe des menschlichen Geistes zu erkennen wähnte, schrumpft zu harmloser Spielerei zusammen vor der künstlerischen Gestaltung und Veredlung des kostbaren Rohmaterials, welches wir unmittelbar der Güte des Schöpfers verdanken. Selbst die blinden Heiden, — blinde Heiden ist gut, — erkennen die Wichtigkeit des Gesagten — auch ihnen war der Wein ein Göttergeschenk.

Daß Noah in seiner Freude nun gleich des Guten etwas viel that — wer wird es ihm verdenken? Hatte er sich doch nicht geaicht, wie der

schwedische Hauptmann, aber nicht der im Wallenstein, sondern dessen Kamerad in den Phantasien im Bremer Ratskeller, wenn auch aus andern Gründen als dieser, der Effekt war derselbe.

Unsere heutigen Behörden und Parlamente werden nicht müde, immer neue Gesetze und Verordnungen zu fabrizieren, von denen manche nicht gerade sehr ausgezeichnet gelungen sein sollen: Haftpflicht, Altersversicherung, Steuerdeklarationen, Branntweinmonopol in Sicht — Trunksuchtsgesetze werden entworfen mit so krausen und wunderlichen Paragraphen, daß selbst Pater Mathew seine helle Freude daran haben würde — aber an das Einfachste und Nächstliegendste in diesem Sinne denkt kein Mensch. Nämlich jeden Trinker auf das Quantum, welches er vertragen kann, zu prüfen, denn es giebt leider nur zu viele Menschen, welche ihre Kehle für eine Art Blechröhre halten, der es gleichgültig ist, was und wieviel dadurch läuft und welche gedankenlos schlucken, bis sie, ohne es zu wissen und zu wollen, die Grenze des Erlaubten überschritten haben.

Es würden damit auch allen Zweifeln in diesem Sinne ein Ende gemacht, und jener Pfarrer käme allgemein zur verdienten Geltung, welcher seiner Gemeinde vorpredigte: Seid mäßig, Kinder! Ich will Euch die Sache durch ein Beispiel klar machen. Wer drei Schoppen vertragen kann und trinkt nur

zwei, der ist mäßig, wer aber nur zwei vertragen kann und trinkt drei, der ist unmäßig. Denn die Gaben des Himmels sind ungleich verteilt, und nicht jedem ist gleich mir die Gnade verliehen, daß er sechszehn Schoppen vertragen kann! — — —

In Ermangelung einer Gesetzesvorschrift nun, welche in väterlicher Fürsorge jedem die Grenze zeigt, bis zu welcher er gehen kann, wenn er nicht aus dem Rahmen der Kunst herausfallen will, müssen wir uns an die alterprobte Erfahrung halten, welche das Volk in seinen Sprüchwörtern und Liedern aufbewahrt hat.

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
Der ist kein braver Mann.“

Wir müssen uns also selbst prüfen und kennen lernen, was zwar die Philosophen des Altertums für sehr schwierig hielten, was aber in der That doch leicht genug ist, vorausgesetzt natürlich, daß es an gutem Willen und Verstand nicht fehlt.

Doch an der einen Probe mag es genug sein, denn:

„Wenn man nach Hause taumeln muß,
Ist's um den Wein nur schad'!“

Aber der Mensch ist schwach und vergißt nur zu leicht die guten Vorsätze. Doch darüber dürfen wir beruhigt sein, bleibt doch selbst demjenigen, welcher, die Kunstregeln nicht beachtend oder nicht kennend, ohne Andacht und Verständnis schluckt

und keine Grenze kennt, — bleibt doch selbst diesem der biblische Trost nicht verschlossen, daß der Gerechte des Tages siebenmal fallen dürfe und doch noch das Himmelreich erwerben könne.

Die Folgen freilich, die möge sich jeder selbst ausmalen. In allen Fällen aber ist ein Zuviel vom Übel und eine nutzlose Verschwendung kostbarer Gaben, denn wie hoch der Rebensaft zu schätzen, darüber spricht sich der Dichter so wahr wie erschöpfend aus:

„Wer Dich verschmäht, Du edler Wein,
Der ist nicht wert, ein Mensch zu sein.“

---

4. Vorlesung.

Die Trinkkunst im Altertum.

Über die Kulte und Bacchusfeste, durch welche man im griechischen und römischen Altertum den Wein, bezw. die Gottheiten, denen derselbe unterstellt war, feierte, brauchen wir nicht ausführlicher zu sein, denn für die Trinkkunst in unserem Sinne bedeuten sie wenig genug. Es möge daher jedem, welcher davon etwas Genaueres zu wissen wünscht, überlassen bleiben, selbst seine Nase in die Bücher zu stecken, aber nur ja nicht in solche, welche von den Herren Professoren in usum Delphini entzahnt und so für die liebe Jugend unschädlich, aber für diese wie die übrigen Leser gleich langweilig und ungenießbar gemacht worden.

Vor allen Dingen aber müssen wir mit der Fabel aufräumen: man sei im Altertum so mäßig gewesen, daß man den Wein nur mit Wasser vermischt getrunken habe! Das tragen die Herren Lehrer den Schülern so lange vor — bis sie es endlich selbst glauben, es ist aber nichts weniger

als wahr. Dieser Lehrsatz ist indessen noch ziemlich harmlos im Vergleich mit der Schulmeisterweisheit, welche ich selbst noch in allem Ernste in der Geographiestunde aufgeschüsselt erhielt: Der Rhein fließe eigentlich gar nicht in die Nordsee, sondern verlaufe sich irgendwo in Holland im Sande!!

Man sollte es kaum für möglich halten.

Allerdings frugen denkende Köpfe, wie es denn in früheren Zeiten, wovon in der Geschichte die Rede war, möglich gewesen, mit Seeschiffen bis nach Köln zu fahren — aber ein deutscher Professor läßt sich so leicht nicht ins Bockshorn jagen, und die mit überlegenem Lächeln, von einem unnachahmlichen Blicke über die Brille begleitete Antwort lautete: daß die Seeschiffe früher nicht so groß gebaut worden wären wie zur Zeit. Tableau.

Ein würdiges Gegenstück dazu, welches mir im Naturunterricht vorkam, waren die wilden Elephanten, welche sich nicht zum Schlafen niederlegen könnten, sondern die Nächte an Bäume gelehnt, zubringen müßten. Die armen Elephanten. Und nun sägten die Jäger die Schlafbäume tagsüber heimlich durch, so daß die Tiere beim Anlehnen damit um und in dazu aufgestellte Spieße fielen! Großartig, nicht wahr?

Mit der berühmten, den Schülern als Muster aufgestellten Mäßigkeit des Altertums ist es eine

eigene Sache; man trank allerdings den Wein mit Wasser gemischt, aber wahrhaftig nicht aus Tugend, sondern aus Notwendigkeit. — Wer das nicht glaubt, der versuche einmal, ausschließlich schwere Südweine zu sich zu nehmen, Marsala, Madeira, Porto, Xeres — er wird sehr bald, schon in unserm Klima, üble Folgen verspüren und sich gezwungen sehen, entweder zu leichteren Getränken zurückzukehren oder erstgenannte Sorten durch Verdünnung mit Wasser auf eine unsern gewöhnlichen Tischweinen entsprechende Stärke zu bringen.

In dem gewässerten Wein leistete aber das „mäßige Altertum" oftmals des Guten soviel, daß wohl die meisten der Herren Professoren, welche seine Enthaltsamkeit rühmen, trotz ihres gründlichsten Universitätsstudiums nicht mit ihm hätten Schritt halten können.

Die äußerst mangelhafte und primitive Art der Behandlung des Weines trug nun auch noch das ihrige dazu bei, ihn ohne Wasserzusatz ungenießbar finden zu lassen. Keller kannte man nicht, Fässer ebensowenig; statt der letzteren benutzte man große, unten spitze Krüge von Thon, welche in einem Loch im Boden feststanden, oder auf einem Gestelle ruhten. Sonst bewahrte man den Wein in Schläuchen von Leder, welche man noch jetzt in holzarmen Gegenden, in Südamerika und im

Orient, auch wohl in Italien und Spanien benutzt. Solche Schläuche werden hergestellt, indem man die möglichst glatt abgezogene und zubereitete Haut so zusammennäht, daß dadurch die ursprüngliche Körperform wiederhergestellt wird und es aussieht, als wären dem Tiere der Kopf und die halben Beine abgeschnitten. Die Nähte werden mit Harz und Pech verdichtet, wovon dann der Inhalt das seinige abbekommt. Wir können uns dies nach Heines Reiseschilderungen einigermaßen vorstellen:

„Ob es wirklich Wein gewesen,
Was ich trank am Lac de Gobe,
Weiß ich nicht, in Braunschweig hätt' ich
Wohl geglaubt es wäre Mumme.
Von dem besten schwarzen Bockfell
War der Schlauch, er stank vorzüglich.
Doch der Alte trank so freudig,
Und er ward gesund und heiter."

Ja, die Gewohnheit! Wenn die nicht wäre, so würden wir das Leben nicht ertragen und nicht so sehr danach streben, möglichst lange auf dieser schönen Erde umherzuwandeln. Sie stumpft gegen alles ab und macht mit der Zeit sogar Petroleum genießbar.

Im späteren römischen Altertum war man zwar in der Weinbereitung etwas mehr fortgeschritten, aber nun unterwarf man wieder das

edle Getränk allen möglichen und unmöglichen Mißhandlungen als Kochen, Gießen über Rosen und Zusatz von mancherlei Gewürzen und Ingredienzien, was alles vom idealen Standpunkte der Trinkkunst durchaus zu verwerfen ist.

Im übrigen legte man zur Zeit mehr Wert auf das Essen als auf das Trinken, ist doch der Aufwand, den Lucullus für seine Tafelfreuden machte, sprüchwörtlich geworden. Wenn auch andere ihn in diesem Punkte sehr übertrafen, so war er doch der einzige, welcher ein gewisses System in seine Lebensgenüsse brachte, er eilte also seiner Zeit voraus und verdient gewissermaßen als Künstler betrachtet zu werden.

Es ist sehr fraglich, ob wir heute selbst den besten altrömischen Weinen Geschmack abgewinnen könnten, wenigstens dürfte uns der Terpentinzusatz, durch den man die feineren Sorten haltbar zu machen suchte, wenig behagen. Daß übrigens viel, sehr viel Wein in Rom getrunken worden sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß einer der Hügel, auf dem die Stadt gebaut ist und die, nebenbei gesagt, auch wieder ganz anders aussehen, als man sie sich nach dem in der Schule Gelernten vorstellt, fast ganz aus Scherben von Weinkrügen besteht. Man konnte den Wein auch nicht, wie jetzt, weit verschicken, man trank ihn meist frisch, aber hier wie da hat die Phantasie

der Trinker den Mängeln des Stoffs sehr zu Hülfe kommen müssen.

Gesundheitstrinken kannten die alten Römer bereits, und bei großen Gastmählern leitete der dazu erwählte Magister bibendi derartige Libationen. Es war Gebrauch, soviele Becher zu leeren, als der Name des Gefeierten Buchstaben enthielt. Man konnte dieser Sitte, da die Römer meist nur kurze Namen führten, allenthalben ohne viel Beschwer nachkommen, heutzutage würde man schon des Respekts halber die Titel der Betreffenden mittrinken müssen und wenn man auch über einen „Geheimen Kommerzienrat" noch wegkäme, so würden doch selbst taktfeste Trinker über einen „Oberstaatsschuldentilgungskassendirektor" stolpern. Ob man aber voll und ganz auf das Wohl eines „Eisenbahnbaudotationshauptkassencentralbuchhaltungsregistraturfunktionärs" trinken könnte — das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Da man vordem bei Tische nicht saß, sondern lag, so war das Trinken oftmals mit Schwierigkeiten verbunden, und es war keine bloße Redensart, daß zwischen den Lippen und des Bechers Rande noch Raum für ein Unglück sei: es ging nie ohne Verschütten eines großen Teiles ab, besonders, wenn die Herren Zecher nicht mehr ganz kapitelfest waren. Solche Kleinigkeiten machten aber in einem g u t e n römischen Hause nichts aus,

wo man die Verschwendung soweit trieb, daß bei einem Festessen allein die zur Tafelzier aus Ägypten bezogenen Rosen ein Vermögen verschlangen. Trank man doch in Essig aufgelöste Perlen, die unmöglich schmecken konnten, nur weil das teuer war, ebenso wie dietz ej Amerikaner mit ihren banausischen Ansichten über Kunst nur dasjenige wollen gelten lassen und erwerben, wofür hohe Preise verlangt werden, gleichviel, was es darstellt oder thatsächlich wert ist. — —

Daß es im Altertum keine Hotels und Wirtshäuser gegeben habe, ist durch die Forschungen der neueren Zeit recht gründlich widerlegt worden. Es sind uns die Namen zweier, anscheinend der besseren überkommen: der schwarze Wallfisch in Askalon und das Lamm in Ninive. In letzterem scheint man mehr großstädtische Preise gehabt zu haben, denn sonst hätte der Gast, welcher später im ersteren logierte, dort nicht vorher all sein Geld verzehrt haben können und er muß doch, nach den großen Reisen, die er that, zu schließen, über Mittel verfügt haben. Es spricht freilich für die Qualität des schwarzen Wallfisches, daß der Gast, dessen Namen uns leider die Geschichte verschweigt, dort drei Tage lang gezecht hat, bis er steif wie ein Besenstiel am Marmortische lag; der Baktrerschnaps, den er zu sich nahm, kann aber unmöglich sehr stark gewesen sein, sonst hätte

er es so lange nicht ausgehalten. Über die dafür notierten Preise erfahren wir nichts, denn, daß die in Keilschrift ausgeschriebene Rechnung, welche ihm die Kellner brachten, auf nur sechs Ziegelsteinen Platz hatte, besagt wenig genug; geht doch heute die größte wie die kleinste Hotelrechnung auf dasselbe Formular. Leider kommen die ersteren häufiger vor als die letzteren.

Wir sehen aus allem, daß sich im Altertum keine echte Trinkkunst heranbilden konnte, weil eben die Hauptbedingungen dazu fehlten, und wenn auch einzelne große Geister ihrer Zeit vorauseilten, so bestätigt das nur die Regel.

Das Altertum war zu wenig spekulativ, es dachte und forschte nicht, sondern begnügte sich mit der Kenntnis einzelner zufällig gefundener Wahrheiten, ohne jedoch diese richtig zu erfassen und durch Vergleichung dem eigentlichen Zusammenhang des Vorhandenen auf die Spur zu kommen. Daher ist es ein großes Unrecht, im Altertum ein nicht zu übertreffendes Ideal zu erblicken: Griechenland und Rom sind nur Glieder in der langen Entwicklungskette der Menschheit und dürfen auch nicht anders denn als solche aufgefaßt werden. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen äußerte sich in diesem Sinne etwas drastischer, indem er den Satz aufstellte und siegreich verteidigen ließ: „daß die Philosophen des Altertums nur Salbader

und Narren gewesen seien"; Königin Christine von Schweden, der man selbst eine große Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, mochte ähnlich denken, als sie zu Descartes sage: „Die Thorheiten der alten Philosophen sind soviel wert als die der neuern."

Wenn auch unsere heutige Zeit sich von den alten Schulmeinungen emancipiert und geistig auf eigenen Füßen stehen gelernt, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß das Altertum manche Vorzüge besaß, deren wir leider entraten müssen, es litt nicht, wie wir unter dem Klassicismus und hatte keine Zeitungen, vor allen Dingen war ihm aber etwas fremd, was heutzutage viele Beschwerden verursacht: der grüne Tisch!

5. Vorlesung.

Die Trinkkunst im Mittelalter.

„Durch Nacht zum Licht" – ein wahres Wort, welches uns die Entstehung und Entwicklung der Trinkkunst im Mittelalter voll und ganz bestätigt. Im Altertum konnte sie nicht aufkommen, weil die dazu notwendigen Grundbedingungen eben nicht vorhanden waren, weshalb dieses, haben die Gelehrten noch nicht ergründet, aber „Gott wollt's dazumal nicht geben", meint der fromme Chronist, und so wollen wir uns auch nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen.

Die gotische Zeit war eine große, ideale, und man sollte glauben, in ihr müßten alle Bedingungen für das Aufblühen der Kunst gegeben gewesen sein; aber wenn auch das 13. Jahrhundert erhabene und kühne Ideen gebar, so war doch Vollenden seine Sache nicht.

Man sehe die großen Dome von Köln, Straßburg, Ulm und andern Städten, welche, wo sie nicht Stückwerk geblieben, erst von der Neuzeit ausgebaut worden sind.

Es fehlte eben an einem gewissen sinnlich gesunden Realismus, auf welchem das Leben nun einmal beruht, da wir, wie bereits bemerkt, auf die Materie angewiesen sind und der Geist sich nicht vom Stoffe durchaus emancipieren kann. Damals suchte man eben alles zu idealisieren und so innig und durchgeistigt die Kunstwerke der gotischen Zeit zu uns sprechen, so wenig vermögen sie uns ausschließlich zu befriedigen, es fehlt eben an dem notwendigen Gegensatz.

Die Verdienste des Mittelalters, wobei wir aber unter dieser Bezeichnung nicht grade die Zeit bis zur Entdeckung Amerikas verstehen, dürfen indes nicht verkannt werden, kam es doch der Kunst mit einer hochwichtigen Erfindung zu Hülfe, welche für sie das gewesen, was die Erfindung des Fernrohrs für die Astronomie und die des Schießpulvers für die Kriegskunst: die Erfindung des F a s s e s.

Wann und wo das erste Faß zusammengefügt worden und von wem, darüber schweigen sich die Herren Geschichtschreiber oder Historiker, welche sonst sehr vielen überflüssigen Schund aufgezeichnet, recht gründlich aus, vermutlich weil sie selbst nicht viel davon wußten und zu bequem waren, nachzuforschen: so sind wir leider nicht in der Lage, desjenigen, welcher der trinkenden Menschheit einen so wichtigen Dienst erwiesen, durch

Nennung seines Namens an dieser Stelle dankbarlichst zu gedenken. —

Es heißt, die Fässer seien zuerst bei den Galliern aufgekommen, im Altertum hatte man also Kenntnis davon, man wußte aber nichts damit anzufangen und überließ es einer späteren Zeit, die große Erfindung ihrer edelsten Bestimmung dienstbar zu machen.

Eine nicht weniger wichtige Entdeckung war die der Edelfäule. Während man vordem die reifen Trauben nicht schnell genug schneiden und keltern konnte, läßt man sie jetzt lange über die vollständige Reife hinaus hängen, bis sie einen gewissen Grad von Fäulnis erreicht haben. Die hierbei beginnende Umsetzung erzeugt Zuckerstoff, welcher dem Weine mehr Kraft und durch die Entstehung ätherischer Verbindungen ihm diejenige Eigenschaft verleiht, welche wir treffend als „Blume" bezeichnen.

Die Edelfäule verdankt man, wie so viele wichtige Entdeckungen, dem Zufall. Es heißt, der Abt eines rheinischen Klosters sei auf einer Reise über die Zeit des sonstigen Beginnens der Weinlese ausgeblieben, und seine Mönche wagten nicht währenddem mit dem Schneiden der Trauben zu beginnen. Als der geistliche Herr endlich wieder zu Hause eintraf, hingen die Trauben bereits halbfaul an den Stöcken, und man gab die Ernte ver-

loren; um aber doch noch soviel als möglich davon zu retten, holte man schleunigst das Versäumte nach. Im Gedanken an die ihnen bevorstehenden Genüsse machten Abt und Mönche um die Wette essigsaure Gesichter, aber wie erstaunten sie, als sich bei der Probe herausstellte, wie vorteilhaft sich der aus den angefaulten Beeren gekelterte Wein von anderem aus frischen Trauben gewonnenen unterschied.

Unsere Vorfahren standen in dem Rufe, wackere Zecher zu sein, schrieb doch schon Tacitus in seiner Germania:

„Die alten Deutschen, sie wohnen
Auf beiden Ufern des Rheins,
Sie liegen auf der Bärenhaut
Und trinken immer noch eins."

Im früheren Mittelalter scheint man sich noch im allgemeinen einer gewissen Mäßigkeit befleißigt zu haben, im 16. und 17. Jahrhundert aber nahm der Unfug des Zuvieltrinkens dermaßen zu, daß, wenn die Herren Chronisten nicht übertreiben, wir uns baß verwundern dürfen, daß unser Volk nicht gleich ganz und gar am Trillirium sequens, wie der gemeine Mann es nennt, ausgestorben ist. Aber wenn die dermaligen Historiker die Sache auch manchmal etwas schlimmer machen, als sie thatsächlich gewesen, so war sie doch noch immer arg genug, und wir werden dieser Zeit ein besonderes Kapitel widmen müssen.

Während heutzutage die Inhaber städtischer Ehrenämter sich mit dem Bewußtsein trösten müssen, einer großen und guten Sache zu dienen (wenn sie sich nicht nebenbei etwas zusammen „klüngeln"), war man im Mittelalter dafür besorgt, daß diejenigen, welche öffentlichen Angelegenheiten ihre Kräfte widmeten, auch möglichst bei denselben erhalten blieben, und so gab es für jede Sitzung aus dem Ratskeller einen kühlen Trunk oder doch eine Anweisung auf solchen durch Überreichung des sogenannten „Ratszeichens." Diese münzförmigen Zeichen waren durchweg von Silber, in Köln galten sie für 30 Stüber, obgleich sie nur einen thatsächlichen Wert von 7 Albus hatten, und trugen die Umschrift: Bibite cum laetitia, Trinkt mit Fröhlichkeit, was denn auch nichts anderes bedeuten sollte, als daß jeder Ratsherr sich beim Empfange derselben daran erinnern sollte: „wie seine Vorfahren zu keiner Zeit einigen Gewinn aus den Magistratsämtern gesucht, sondern dieselben vielmehr nur der Ehre halber bekleidet haben."

Die Zeichen der nicht erschienenen Ratsherren wurden von einem Sekretär in Verwahr genommen und am Schlusse des Jahres unter diejenigen verteilt, welche den Sitzungen regelmäßig beigewohnt hatten. Die hierüber geführte Kontrolle nannte man die Knotenrechnung.

Aber nicht nur „Bürgermeister und Rat", sondern auch gewöhnliche Sterbliche liebten es, sich nach des Tages Lasten und Mühen bei einem guten Schluck zu erholen, und so kamen die Innungsgenossen in ihren Zunfthäusern zum gemeinsamen Trunke nach feststehenden Gebräuchen zusammen. Waren diese unsern heutigen „geschlossenen Gesellschaften" einigermaßen zu vergleichenden Lokale nur bestimmten Kreisen zugänglich, so gab es außerdem öffentliche Wirtshäuser, deren Einrichtung freilich manches zu wünschen übrig ließ; man sah eben damals mehr auf die Qualität des Gebotenen, als daß man, wie jetzt, auf die Ausstattung der Lokalitäten Wert gelegt hätte.

Im Jahre 1492 wurde zu Breslau ein „Wälsches Weinhaus" errichtet, also eine Bodega in bester Form, und mögen solche auch in andern Städten genug existiert haben. Allenthalben aber legte die Obrigkeit großen Wert darauf, daß die Wirte reinen Wein schenkten, Zuwiderhandlungen wurden mit schweren Strafen bedroht, mit Prangerstehen und Rutenstreichen zur großen Freude des sich bei solchen Anlässen stets zahlreich einfindenden lieben Publikums. Aber auch die Trinkstuben der Zünfte beschäftigten den Magistrat. Heißt es doch in der Frankfurter Chronik: „Item man ist auch uff denselben Tag überkommen daz man keyne Dryngkestoben ensal machen an des rades wiezsen und

willen. Actum anno Domini MCCCLIII feria quarta post Martini."

Ein an einem Wirtshause ausgesteckter grüner Busch bedeutete, daß frischer Wein zu haben sei, auf dieses Signal strömte die Menge zusammen und zechte so lange, als die vorhandenen Vorräte reichten, wobei der Wein nicht selten die Trinker betäubte, so daß sie zur Ruhe gebracht werden mußten, um wieder erwacht mit frischen Kräften aufs neue zu beginnen.

Das schon früh aufgekommene, sich immer mehr verbreitende Zutrinken steigerte die Völlerei aufs höchste, daher verschiedene Ratsverordnungen und Erlasse es überall verboten, aber ohne Erfolg.

Im Breslauer Museum wird noch eine sogenannte Bierleiter aufbewahrt, welche der Vortrinkende in seinen Krug oder Glas stellte, soviel Sprossen er vorgetrunken hatte, soviel mußte man ihm nachkommen.

Wer nicht zahlen konnte, ließ anschreiben, und daß es den Wirten vielfach nicht darauf ankam, eine doppelte Kreide zu führen, bedarf keiner Erwähnung. Murner erzählt:

„Wer mir das nit gelouben wollt,
Der selb im Wirtshus sehen solt
Die ringlin an der wand geschriben,
Die krüg sind all uf borg belieben."

Ein Glas wurde mit einem Strich aufgeschrieben (|), zwei, drei, vier mit ∟, |⊏, |⊏|; die Fünf hatte die Gestalt einer Schnalle ⋿| und hieß „ringlin“ oder „ring.“ Auch mit Kreuzen wurde angekreidet oder das Verzapfte auf dem Kerbholz, deren sowohl der Wirt wie der Gast je ein übereinstimmendes Exemplar besaßen, mit Einschnitten angemerkt.

❦

Tranken nun so die großen und kleinen Herren, Civil und Militär, Geistliche und Weltliche, so glaubte die studierende Jugend auf den Universitäten in diesem Punkte nicht gegen die Zeitgenossen zurückbleiben zu dürfen und sie leistete denn auch wirklich so Außerordentliches, daß die schlimmsten heutigen Kommerse und Trinkgelage nur ein elendes Gelutsche dagegen sind.

Bestimmte Zechregeln entstanden erst im 16. Jahrhundert; es wurden eine Menge Bräuche, Satzungen und Ceremonien erfunden, aus denen sich zuletzt ein vollständiges Zechrecht entwickelte, dessen Vorschriften nicht nur von den Studenten, sondern auch in andern trinkenden Kreisen von Adligen und Bürgern gewissenhaft beobachtet wurden. Ein Anonymus hat unter dem Namen Blasius Multibibus eine Sammlung derselben herausgegeben (1616), sowohl deutsch als lateinisch, und lautet der Titel der ersten Ausgabe:

Jus potandi

oder

Zech-Recht.

Darinnen

von Ursprung, Gebräuchen und Solennitäten

so wol auch von der

Antiquität, Effect und Würckung des Zechens und Zutrinckens, auch was darinnen etwan sonsten noch vor Streitigkeiten vorlauffen, so noch zur Zeit nicht decidirt, gar artig, und jetziger Welt-Lauff nach, sehr lustig discurrirt wird

durch

Blasium Multibibum

utriusque V. & C. Candidatum.

In Culmberg

Zu finden bey Piltz Paul und Schwamme Heintzen.

Das sehr selten gewordene, hochinteressante Buch ist kürzlich von Dr. Max Oberbreyer in Leipzig mit Anmerkungen und Erklärungen neu herausgegeben worden.

In 60 Paragraphen behandelt der Verfasser den eigenartigen Stoff mit hochwichtigem, satyrischem Ernste, doch nur in der Form und in seinen Begründungen, es ist aber nach allem, was uns aus seiner Zeit berichtet wird, zu schließen, nicht anzunehmen, daß er, was den Kern seines Buches anbetrifft, gar zu sehr übertrieben hat.

Nachdem er die Notwendigkeit des Studiums des Zechrechtes dargethan und festgestellt, daß das „Sauffen, Schwelgen und Demmen" ein altehrwürdiger Brauch, dem man sich ja nicht entziehen dürfe, fährt er fort:

„Das Sauffen oder Zechen aber ist nichts anders als ein tapfferes und rittermäßiges Scharmützel, welches mit Kannen, Gläsern und dergleichen Gefässen, damit man frisch aufeinander zusegelt, vor die Hand genommen und verrichtet wird."

Darauf geht er die verschiedenen Veranlassungen recht gründlich durch, welche indes ein alter lateinischer Spruch in wenigen Worten erschöpfend zusammenfaßt:

Sunt quidquid video, causae tibi quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura
Et vini bonitas et quaelibet altera causa.

Dann kommt er auf die „Materie oder den Stoff" zu sprechen und empfiehlt vor allem Wein

und Bier und meint, ersterer verdiene den Vorzug, es gäbe aber auch Leute, „die da wohl das liebe lautere Brunnenwasser, Milch, Molcken und dergleichen dem alleredelsten und besten Weine vorziehen und besser achten", was ihm denn „in seinem Kopff gewaltig Spannisch und lächerlich vorkömmt." Uns auch!

Man unterschied nun zwei Trinkarten: totales und partiales. »Totales«, wenn man „zu Gantzen trinckt, und das geschieht nun entweder continue, wenn man auff einen Trunck oder schmalen Zug austrincket und das wird nun verrichtet floricos oder hausticos."

Bei Discontinue wurde das Glas in mehreren Zügen geleert. »Floricos, wenn man die ganze Labaschke oder Waffe (den Mund) oben um des Glases orificium oder Mundloch herumzerret, und auf einen Satz den gantzen Trunck in die Gurgel geust, durch welches ungebärdiges Beginnen das Glaß mit weißen Gischtblasen, die man flores (Blumen) nennet, gefüllet wird."

Heutzutage würde man sich in jeder nur halbwegs anständigen Gesellschaft ein solches, gelinde gesagt, unappetitliches Verfahren auf das entschiedenste verbitten. Hausticos nennt man: „wenn der gantze Pocal oder Glaß auff einen Zug oder Athem evacuiret und geleeret wird."

Wenn jemand in Gesellschaft aufgefordert

wurde, floricos zu trinken, so mußte er, wenn er sich auf solche außerordentlich künstlerische Leistung nicht verstand, sein Unvermögen vorher anzeigen. Unterließ er das, so gebührte ihm: „solches in allewege auffs neue wiederum anzufangen und auszutrincken, sintemal er sich nicht dasjenige, was er zu leisten ungeschickt, unterstehen sollen.“ —

Wenn aber nun jemand auch nicht hausticos trinken konnte? Auch hier weiß Multibibus Rat: „Ey, das wäre eine große Schande, dasjenige, was alle und jede können, nicht können ..... Derowegen wird der Herr auff diß mahl nicht können entschuldiget werden, sondern mag vielmehr ansetzen und mit einem starcken Zuge so lange anhalten, biß ihm die Augen glitzen und das klare Wasser von dannen tröppffelt.“

Es muß bisweilen aber doch etwas mehr als toll hergegangen sein, denn unser Gewährsmann gerät in heilige Entrüstung, wenn er auf diejenigen zu sprechen kommt, welche die Art hausticos zu trinken entweder in Bezug auf das Trinkgeschirr oder die Art des Zutrinkens gar zu sehr variieren.

„Was jene Art und Weise anbelanget, geschichts gar offt, daß da entweder aus den Speiseschüsseln, darinnen noch wol stücklein Fleisch und ein ziemliches von der fetten Suppe vorhanden, oder aus des Hausknechts lausichtem Filzhute oder

aber aus alten schlimmgetretenen Schuhen, so selten mit aromatibus oder Würtz ausgepicht seyen, mit greulich aufgesperrtem Rachen und starckem Schlucken getruncken wird. Mag allhier vor ehrliebenden Ohren nicht gerne melden, daß auch solche Garst-Hemmel und Mist-Finken gefunden werden, die da wol die matulas cum ipsis urinae excrementis dürffen vor die Hand nehmen und einem andern ehrlichen Freund daraus eins zutrincken. Den Säuen möchte solches ehe ziemen als vernünfftigen Menschen und seynd solche stercorei homines nicht viel besser als die Hunde, qui redeunt ad vomitum."

Multibibus kann aber seines Zornes kein Ende finden und fährt fort:

„Ist auch derjenigen Ueppigkeit und Muthwill nicht weniger verwerfflich, die da wol Unschlichtlichte in die eingeschenckten Gläser werffen, weil man doch sonst saget: trinck was liquidum und klar ist. Was soll ich aber von jenem Saukuntschel und Unflath Simon Grossoge mit dem rothen Bart sagen, welcher sechs gantzer Simonisfische oder gesaltzene Bauerkarpffen (Häringe) in die Kanne geworffen und sie zugleich mit dem Bier gar meisterlich wissen auszusauffen und einzuschlucken: hätte ich ihm zu einem so grämischen Lorentzpossen sollen behülfflich seyn, so hätte ich ihm etwas verdaulicheres, so ihm vielleicht gesunder und zu ver-

schlucken nicht so schwer gewesen, wollen lassen darreichen und vorsetzen."

Das Trinken selbst geschah auf vielfache Weise, davon wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen können. „Etliche wenn sie trincken, fassen und heben das Glaß mit dem Munde auff, etliche fassen die eine Lippe, damit sie also mit zur Erde gestürtztem Kopffe trincken können; Andere nehmen zwey Gläser zusammen und trincken sie miteinander zugleich aus. Andere fassen das Glaß nicht mit der Hand, sondern unter den Arm, Andere stürtzens an die Stirn, damit also das liebe Geträncke allgemachsam an der Nasen als in einer Rinne zum Munde herab fliesse."

Noch jetzt soll bei sehr wüsten Orgien eine der letztern Art ähnliche Aufnahme des Getränkes stattfinden, auf welche aber hier nicht weiter zurückzukommen ist.

Betrachten wir jetzt die „partialen Trüncke", wobei mehrere aus einem Pokale oder Glase tranken, welche unser Gewährsmann mit nicht geringer Wichtigkeit behandelt, wobei er aufs genaueste angiebt, wie bei Einführung eines neuen Zechfreundes oder andern Gelegenheiten der „Willkomm" gegeben und angenommen werden müsse. War dieser ein nach unsern Begriffen schon übergroßer Humpen, so wurde er vom „Römischen

Reich" noch übertroffen, „dessen Krafft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß sie wol auch den allerstärckesten Herculem oder Sauff=Ritter dürffte ein Bein stellen und wieder Gottes Boden darnieder werffen."

Es wurde in der Regel so gehalten, daß sich je 3 oder 4 Zecher zu einem Glase oder Humpen zusammenthaten, die ersteren nahmen der Reihe nach einen mehr oder weniger kräftigen Schluck, und der letzte mußte „alles, was noch hinterstellig, exsicciren und austrocknen" d. h. möglichst in einem Zuge austrinken, worauf er dann seinerseits mit einer frischen Kanne begann.

Diese anmutige Kurzweil, die so lange fortgesetzt wurde, bis alle genug hatten, nannte man: den Fuchs schleppen.

Wenn es noch lustiger zuging, wurde die Parlanke getrunken: man nahm eine Schale, trank sie einem zu, bis sie fast leer war, dann goß man ihm den Rest ins Gesicht und zerschlug das Geschirr auf seinem Kopfe. Der machte es dann ebenso und das durfte niemand übelnehmen. Das sollte man einmal heute versuchen!

Beim „zum Wasser reiten" ließ sich derjenige, welcher trinken sollte, auf Hände und Kniee auf dem Boden nieder, ein anderer setzte sich ihm auf den Rücken und ritt so bis zur Stelle, wo die

Trinkschale stand, die das improvisierte Pferd dann in der angegebenen Stellung austrinken mußte.

Es gab noch eine Menge anderer Trinkgebräuche, von denen sich viele aber auf Nebenumstände beziehen als „Kurle Murle Puff“, wobei ein kleines Glas bis zur Nagelprobe geleert und dann „der Bart bald da und dort gewischet, bald da bald dort, itzt mit den Füssen getappt, bald mit den Fingern geschnippst, eines gepfiffen und sonsten viel seltzame phantastische Possen gebraucht wurden.“

Ähnliche Ceremonien waren: „Das Rößlein verkauffen“, „Den Unbekannten bringen“, „ohne Duck, ohne Schmuck, ohne Bartwisch.“ — Ein „Kleeblättlein“ hieß: 3 Gläser hintereinander in je einem Zuge trinken, setzte man noch ein viertes dazu, so war das der Stengel zum Blatte.

Multibibus beschäftigt sich sehr eingehend mit der Frage: was zu geschehen habe, wenn jemand beim Trinken aus der gemeinsamen Kanne unvorsichtig gewesen und in dieselbe gehustet oder gekölstert habe; er kommt dabei zum Schlusse, daß solches unstatthaft und der Betreffende alsdann die Kanne selbst leeren müsse, es könne ihm das aber, wenn er um Entschuldigung bäte, erlassen und mit einer frischen aufs neue begonnen werden.

Zum Schlusse sei noch eines Gebrauches gedacht, welcher wohl verdiente, wieder aufgenommen zu werden, da es doch jetzt überall gesitteter und

anständiger zugeht, als im 17. Jahrhundert, wo Multibibus die Befürchtung ausspricht: derselbe könne wegen etlicher ungehobelter Gesellen nicht allgemein aufkommen, und wo das geschehen, habe man ihn deretwegen wieder fallen lassen müssen.

Er schreibt:

„Ein gar sonderlicher und zumahl seltzamer Modus ist hier wol zu mercken und in Acht zu nehmen, der dann auch seinen sonderlichen Nutz und Niessung hat und von mir selbst in einem wohlbestellten Stadt-Regiment gesehen worden. Denn daselbst habe ich an einem Tisch junge Gesellen und Jungfrauen immer paar und paar wie Tauben und Täuber pflegen, rings herum sitzen sehen und da hat ein jeder Junggeselle der neben ihm sitzenden Jungfrauen seinen Goldfinger an ihren angehäckelt und mit der andern Hand fassten sie unten ein Becher, reckten die Mäulichen gantz hart und fest zusammen, natürlich wie die Tauben, wenn sie sich invicem schnäbeln und trancken also beyde aus dem Trinckgeschirr zugleich, und damit solcher lieblichen und mir damahls selbst anmuthigen Gesellschaft hernach nicht leichtlich vergessen würde, gab eines dem andern als zur Obsignation und Versieglung derselbigen einen ausbündigen freundlichen Kuß. Und wäre wohl zu wünschen, daß eine solche Solennität zu trincken allenthalben in Schwang käme, dürffte auch wol einem der aller-

schlimmste Trunck besser als der allerbeste Wein schmecken.“

Letzteres wäre durch Probe festzustellen, denn wir wissen, daß dergleichen theoretisch gefaßten, nicht durch praktische Erfahrung bestätigten Urteilen nur geringer Wert beizulegen ist: Probieren geht über Studieren!

---

6. Vorlesung.

Die Entartung und der Verfall der Kunst beim Ausgange des Mittelalters.

Vom Standpunkte des Trinkkünstlers können wir die Zustände des 16. und 17. Jahrhunderts nicht anders denn als ein geistiges Schlammbad bezeichnen. Die hohe Idealität der romanischen und gotischen Zeit ist geschwunden, aber nicht etwa um einer richtigen Erkenntnis und Auffassung Platz zu machen, sondern um in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen.

Verkennt der doch sonst die Sache ziemlich richtig beurteilende Multibibus die Bedeutung des Trinkens als Kunst derart, daß er sagt: „Der Effect oder Ende des Sauffens ist nun nichts anders, als daß einer einen guten Rausch bekommet und truncken wird"; er führt nun, wie wir später hören werden, auch eines genaueren aus, auf welche Art und Weise dieser von ihm gedachte Endzweck des Trinkens am schnellsten und gründlichsten erreicht werden könne.

Daß bei einer solchen Ansicht die Kunst nicht

gefördert wird, ist klar, denn der Rausch ist nicht der beabsichtigte Zweck des Trinkens, sondern ein oftmals sehr störend auftretendes Nebenprodukt.

Mußte das allgemein verbreitete übermäßige Trinken schon im bürgerlichen Leben seine üblen Folgen äußern, so traten dieselben in akademischen Kreisen um so mehr hervor, als die Jugend der ruhigen Bedächtigkeit des reiferen Alters ermangelt.

Grimmelshausen beschreibt uns im Simplicius Simplicissimus mit köstlicher Naivität eine Abendgesellschaft bei dem dermaligen Kommandanten von Hanau, und wenn wir auch einige Prozent als für satyrische Übertreibung abziehen dürfen, so bleibt doch noch immer mehr als genug übrig, um heutzutage jemanden, der sich ähnliche Scherze erlauben würde, nicht nur unmöglich zu machen, sondern ihn noch dazu in einen bitterbösen Konflikt mit der heiligen Hermandad zu bringen.

Moscherosch schildert uns in seinen Geschichten des Philander von Sittewald ein Studentengelage, vor dem die schlimmsten Ausschreitungen heutiger Zeit zu harmlosen Spielereien zusammenschrumpfen.

Es mag die betreffende Stelle folgen:

„Ich ersahe ein grosses Zimmer, ein Contubernium, Museum, Studiolum, Bierstube, Weinschenke, Ballenhauß x. In Wahrheit kann ich eigentlich nicht sagen, was es gewesen: denn alle

diese Dinge sahe ich darinnen: es wimmelte voller Studenten. Die vornehmsten saßen an einer Tafel und soffen einander zu, so daß sie die Augen verdrehten, als gestochene Kälber. Einer brachte dem andern etwas zu, aus einer Schüssel, einem Schuh: der eine fraß Gläser, der andere Koth, der dritte trank aus einem verdeckten Geschirr (!) darin allerhand Speisen waren, daß einem davon übel wurde (!!) Einer gab dem andern die Hand und fragten sich untereinander nach ihrem Namen und versprachen sich ewige Freunde und Brüder zu seyn, mit angehengter dieser gewöhnlichen Clausul: ich thue, was dir lieb ist, und meyde, was dir zuwider ist; band je einer dem andern eine Nestel von seiner Lodderhosen an des andern zerfetztes Wams.

Die aber, denen ein anderer nicht Bescheid thun wollte, stelleten sich teils als Unsinnige, und als Teuffel, sprangen vor Zorn in alle Höhe und raufften aus Begier, solchen Schimpf zu rächen, sich selbsten die Haare aus, stiessen einander die Gläser in das Gesichte, mit den Degen heraus und auf die Haut, bis hie und da einer niederfiel und liegen blieb: und diesen Streit sahe ich auch unter den Besten und Blutsfreunden selbst mit teufflischem Wüthen und Toben geschehen. Andere waren da, die mußten aufwarten, einschencken, Stirnknuppen, Haarropfen aushalten, neben andern

vielen Ceremonien, da die andern auf diesen als auf Pferden oder Eseln sassen und eine Schüssel mit Wein auf ihnen aussoffen, etliche Bacchusliedlein dazu sangen, Bacchus-Meß lasen: O Vitrum gloriosum! Resp.: Mihi gratissimum!

Welche Aufwärter von denen andern genannt wurden: Bacchanten, Pennäl, Haushahnen, Spülwürmer, Mutter-Kälber, Säuglinge, Quasimodogeniti, junge Herren: über welche sie ein langes Lied hersangen, dessen Anfang war:

„Prächtig kommen alle Pennäl hergezogen,
Die da neulich sind ausgeflogen,
Und haben lang zu Hause gesogen . . . .

Das Ende aber:

So thut man die Pennäl agiren,
Wenn sie sich viel imaginiren,
Und die Studenten despectiren u. s. w."

Denen sie endlich, bei Beschliessung selbiger Ceremonien und Gesänges, das Haar abschoren, als den Nonnen, so Profeß thun wollen: dannenherr diese Schoristen, Agirer, Pennalisirer heißen; die sich aber untereinander, fröhliche, freye, redliche, tapfere und hertzhafte Studenten tituliren. —

Andere sah ich blintzelnd umherschwärmen, als ob es im finstern wäre, trugen jeder einen blossen Degen in der Faust, hieben in die Steine, daß es

funkelte, schryen in die Lufft, daß es wehe in den Ohren thate, stürmten mit Steinen, Brügeln und Knütteln nach den Fenstern und heraus Pennal! heraus Feix! heraus Bech! heraus Raup! heraus Oelberger! Da es denn bald an ein reissen und schmeissen, an ein rennen und lauffen, an ein hauen und stechen ginge, daß einem darüber die Haare gen Berg stunden. — Andere soffen einander zu auf Stuhl und Bänken, auf Tisch und Boden, durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knieen, den Kopf unter sich, über sich, hinter sich und für sich. Andere lagen auf dem Boden und liessen sich einschütten, als durch einen Trichter. — Bald ging es über Thür und Ofen, Trinkgeschirr und Becher, und mit denselben zum Fenster hinaus mit solcher Unsinnigkeit daß mir grausete; andere lagen da, speyeten und kotzten als die Hunde." — —

Die akademischen Behörden versuchten zwar die Ausschreitungen der Studenten einzuschränken. Da ihnen aber die thatsächliche Macht fehlte, ihren Vorschriften den gehörigen Nachdruck zu verleihen und sie immerhin fürchteten die Lernenden durch gar zu strenges Bestehen auf ihren Verordnungen zum Besuche fremder Hochschulen zu veranlassen, so wurde die Sache immer schlimmer.

In den Statuten der Universität Tübingen von 1518 heißt es: ein Wirtshaus sollte kein

Student besuchen; Trinkgelage waren bei zwanzig Kreuzer Strafe, in schwereren Fällen Carcer verboten.

Im Jahre 1575 wurden die Statuten erneuert und verschärft: kein Bürger oder Universitätsverwandter soll bei strenger Strafe heimliche Trinkstuben für Studenten halten; Wirte sollen, bei Strafe, dieselben nicht einrichten, Zechschulden sind die Eltern nicht schuldig zu zahlen; die Apotheker dürfen den Studenten kein Marzipan, Confect und anderes Schleckwerk verkaufen bei Strafe und Verlust der Zahlung; auch an den Kosttischen soll nicht (wie bisher vielfältig geschehen) ein Übermaß von Extrawein stattfinden und deßhalb haben alle Kostreicher, auch wenn sie Professoren sind, von Zeit zu Zeit ihre Zettel vom Senate revidiren zu lassen; kein Student darf ein Letzin (Abschiedsschmaus) geben ohne Erlaubniß des Rectors."

Daß es aber dadurch auch nicht besser wurde, geht aus der 1577 erhobenen Beschwerde hervor; „Daß die Studenten sich bei Nacht gar ungebührlich verhalten, so daß sich kein Bürger mehr zum Wächter wolle bestellen lassen und zu besorgen sey, daß, wo man nicht bei Zeit dies abstelle, ein arger Jammer und Noth daraus hervorgehe."

Was aber außerdem noch an Universitäten geleistet wurde, ersehen wir aus dem folgenden

thatsächlich gegebenen Erlasse: „Nachdem es sich etzlichemale zugetragen, daß junge Studenten sich ohne Vorwissen ihrer Eltern verehelicht, so wird dieses verboten."

Man glaube übrigens ja nicht, daß es an andern Universitäten besser gewesen, vielleicht mit Ausnahme derjenigen in größeren Städten, wo die Studenten unter der übrigen Bewohnerschaft mehr verschwanden und schärfere Polizeiaufsicht die Äußerungen ihres Mutwillens nicht so durchgehen ließ. Aber auch da war es mitunter schlimm genug.

Dann ließen sich auch nicht selten die Herren Professoren herbei, mit ihren Schülern mehr als ein Glas über den Durst zu leeren. Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts schildert Meyfart einige, als solche, „die mit der akademischen Jugend gefressen und gesoffen, in Stuben und Gärten getanzt hätten."

Landgraf Moritz von Hessen empfahl 1615 seinen Sekretär der Universität Marburg als Professor, und als diese ihn zurückzuweisen sich erlaubte, fügte er seinem Antwortschreiben eigenhändig hinzu: „Es sey ihm ihre abschlägige Antwort, den Secretarium Thysium betreffend, unvermuthend gewesen, wir gleichwohl ihn durch unsere geheime Räthe eurer Accusation wegen hatten vornehmen lassen, und ob er wohl hie bevor

ex corruptelis aulae aliquid morbi contrahirt haben mag, so hat er sich doch zu allem unsträflichen Wandel und Wesen erboten . . . . sollte es allein auf etwa unnöthigen Trunk gemeint seyn, tragen wir die Vorsorge, er zu Marburg viele Brüder finden würde, die mit ihm eure uns fast unvermuthliche repulsam zum Thor hinaus tragen müßten, denn uns leider zuviel bekannt ist, daß fast in allen Facultäten guter Zechbrüder und Lucubranten viel unterlaufen." — —

Daß, wenn Saufen eine Ehre war, Speien keine Schande sein konnte, versteht sich von selbst, man leistete auch in dieser Beziehung das Außerordentlichste. Aber schon im Altertum hatte man sich baß darauf verstanden: Antonius, welcher bei der Hochzeit des Hippias eine ganze Nacht durch lustig gewesen, übergab sich am andern Tage in der unter seinen Vorsitz stattfindenden öffentlichen Gerichtsverhandlung, worüber Cicero sehr ausführlich berichtet.

Wenn ein heutiger Gerichtspräsident etwas dergleichen thun wollte, würde man gewiß sehr erstaunen.

Im Mittelalter werden sich nun solche drastische Äußerungen innerer Umwälzungen oder, um ein beliebtes Fremdwort zu gebrauchen, Revolutionen, nicht mehr wie zur Zeit Ciceros coram publico

abgespielt haben — um so mehr aber im Kreise froher Zecher, die natürlich keine Trinkkünstler in unsrem Sinne gewesen sein können. Aber selbst dabei verleugnete sich der auf Beobachtung steifer Etikette gerichtete Sinn der damaligen Zeit nicht, sagte doch ein bekannter Rechtsbeflissener, der bei einem großen Gelage des Guten etwas viel gethan, zu seinem ihm nicht ganz taktfest mehr vorkommenden vorgesetzten Minister: O, geruhen Excellenz doch nur zu speien, ich werde alleruntertänigst nachspeien.

Wie wir früher erfuhren, wird von Multibibus ausführlicher die Frage erörtert, wie der als Endzweck des Trinkens angegebene Rausch am leichtesten und ohne Zeitverlust zu bewerkstelligen sei, und hierauf giebt er, wie es scheint, die richtige Antwort in der Erwägung: „sol man fein allgemach und sachte trincken oder aber fein knöllig und völlig?“ oder sol man einem mit grossen oder kleinen Gläsern zusetzen?“ Er kommt zum Schlusse, daß, wenn jemand ein großes Glas schnell austrinke, zwar sein Magen gefüllt würde, daß er dann aber auch bald „Ulrich rufen“ müsse und die Umstehenden wohl thäten, sich vorzusehen. „Sonst wird er dich mit einem stattlichen Magenpfeil schiessen, daß du des Schwammes wol begehren wirst.“

Auf diese Weise sei aber alle angewandte Mühe (von dem Material redet er gar nicht)

verloren. Er empfiehlt, kleine Gläser öfter zu leeren, „denn solche achten die Trincker als ein Sperlings-Drecklein, um nachher stick und wick voll zu werden, daß man wol Braunschweigische Stadtthore mit ihnen auflauffen könnte.“

Selbst in der anständigsten Gesellschaft (nach damaligen Begriffen) entstand Gezänke und Streit, wenn die Köpfe vom scharfen Trinken erhitzt waren. Unser Gewährsmann giebt für solche Fälle den guten Rat: „daß man solch zänkischen Gesellen das Maul verbieten solle und wenn das nicht hälfe, die Haut wohl abdreschen und ihn dann nach Hause schicken.“

Sehr interessant, wenn auch nicht gerade unmittelbar mit der Kunst zusammenhängend ist, was Multibibus von den übrigen Folgen des Trinkens berichtet.

Er stellt zuerst fest, daß die Herren Gastgeber es nicht übel nehmen dürften, wenn ihre Hospiti die großen Bissen, die sie verschluckt und die Gesundheitstrünke nicht grobmäßger Weise mit nach Hause nähmen, sondern — dankbarlichst zurückließen. Sie sollten vielmehr froh sein, daß sie von solchem Unheil verschont geblieben und ihnen somit als triumphierenden Saufrittern Ehre und Sieg zu teil würde. In Damengesellschaft hält er aber so lebhafte Äußerungen inneren Unbehagens für

nicht statthaft und erzählt von „Einem“ (der große Unbekannte aber wird er wohl selbst sein), „der harte Behandlung nicht ohne Schmertzen erfahren und dadurch seiner lieben Amasia Huld und Gunst jämmerlich entblösset worden, von einer Jungfrauen, die dazumahlen neben ihm saß, vor eine grobe Sau und Unflath ist gehalten und mit Händ und Füssen über Hals und Kopf vom Tische herfür wider Gottsboden gestossen worden, da er doch nichts commaculirt und besudelt, sondern sein gantzes Krämichen in seinen eigenen Hut, den er stattlich wußte für den Mund zu halten, gefasset hatte.“

Wir können besagter jungen Dame nicht ganz unrecht geben, verstehen aber nicht, weshalb der große Unbekannte sich nicht unter einem Vorwande, etwa Nasenbluten, entfernt und besagte Explosion draußen stattfinden ließ.

Damit ist Multibibus aber noch nicht zufrieden, er dringt tiefer in die Materie ein und stellt die Frage, ob einer in guter Gesellschaft salvo honore könne aufstehen und Urinam zu reddieren hinausgehen?

Er entscheidet mit ja, wie der bekannte General Friedrichs des Großen, welcher es bei dem langen Tafeln nicht mehr auszuhalten vermochte und hinausstürzte mit dem Rufe: Tout est grand à Votre Majesté, même la vessie, mais moi-je me meurs.

Der König war aber mit Recht weit entfernt, das übel zu nehmen und lachte herzlich darüber, so war beiden geholfen.

Wenn auch das spätere Mittelalter für die Trinkkunst als solche wenig leistete, so dürfen ihm doch nicht alle und jede Verdienste abgesprochen werden. Diese Zeit war gewissermaßen ein geistiges Schlammbad, an dessen Nachwehen noch das ganze vorige Jahrhundert krankte — aber auf diesem trüben Grunde erwuchs schließlich die herrliche Blume idealer Kunst nach dem Vorbilde der erhabenen Natur, welche aus dem feuchten Erdreiche und verwesenden Resten uns die köstlichen Gaben des Herbstes bereitet und unter diesen als letzte und edelste die Traube.

Eines jedoch leistete die Mittelalterzeit für uns, was keine spätere Erfindung jemals wird verdunkeln können, sie gebar das einzige neben dem Pokal und dem Silberbecher des Rheinweins flüssigen Goldes würdige Trinkgefäß: Den Römer!

7. Vorlesung.

Die Werkzeuge des Trinkkünstlers.

Von ihrem Ursprunge, ihrer Entstehung aus dem Handwerke, klebt der Kunst eine nicht abzustreifende Unvollkommenheit an: daß der ausübende Künstler gewisser Werkzeuge bedarf, um den Stoff seinen innersten schöpferischen Gedanken entsprechend zu gestalten. Der Bildhauer des Meißels und Hammers, der Musiker seines Instrumentes, der Maler der Palette und Pinsel, der Dichter und Schriftsteller der Feder und des Papiers. Ein bekannter Schriftsteller, mit welchem ich mich über diesen Gegenstand unterhielt, versicherte mir zwar, das Material sei ganz Nebensache, habe doch der große Homer noch nicht einmal vermittelst der Schrift seine Dichtungen zum Ausdruck bringen können, es käme auf die Gestaltung des künstlerischen Gedankens im tiefsten Innern der Seele an, und dazu bedürfe man anderer Mittel: feine Rheinweine, Sekt, Rum, Genever, schwedischen Punsch und dergleichen mehr.

Der Trinkkünstler wird sich nun mit Fug und Recht entschieden dagegen verwahren, daß seine Kunst auf solche Weise in den Dienst einer andern, möglicherweise noch gar der leichtgeschürzten Muse des modernen Drama gestellt wird — aber er selbst kann gewisser Hülfsmittel zur Aufnahme des „Stoffes" in das eigene Ich nicht entraten, der Trinkgefäße, welchen eine kurze Betrachtung zu widmen wir denn doch nicht umhin können.

Schon die ersten Menschen, bei welchen von einer Trinkkunst nicht im entferntesten die Rede sein kann, mußten sich ihrer bedienen und werden wohl ihr einziges Getränk: das Wasser aus den Quellen mit der hohlen Hand geschöpft haben.

Diogenes that es ebenso, nachdem er einen Knaben auf diese Weise hatte trinken sehen und er sich darauf seines ganzen Möblements, eines hölzernen Bechers, mit den Worten entäußert: „Dieser lehrt mich, daß ich noch etwas Überflüssiges besitze."

Man wird von dieser Art, Getränke zu sich zu nehmen, indessen nur in Notfällen Gebrauch machen, die einzig richtige ist die: das Trinkgefäß zu erfassen und dem Munde zuzuführen. Einzelne Getränke nimmt man durch Röhren, es ist das aber eine Ausnahme.

In späteren Zeiten benutzte man Fruchtschalen und Muscheln, auch wird man aus hölzernen

Bechern getrunken haben. Solche, aus Maserholz, in schöner Drechslerarbeit ausgeführt, oftmals mit Silberzieraten, waren noch im 15. Jahrhundert im Gebrauch. Daneben diente das Horn des erlegten Wildes als Trinkgeschirr und, was aber unter keiner Bedingung zu billigen ist und woraus es auch unmöglich wohlgeschmeckt haben kann — der Schädel des überwundenen Feindes.

Als die Bearbeitung und das Verwenden des Thones aufkam, zögerte man nicht, diese Erfindung dem feineren Lebensgenusse dienstbar zu machen, sind heutzutage doch noch steinerne Trinkkrüge im Gebrauch.

Aus den ältesten Zeiten ist uns in diesem Sinne wenig überkommen, es hat auch weiter kein Interesse, da wohl erst die Griechen auf eine künstlerische Gestaltung der Trinkgeräte Wert gelegt haben. Bei ihnen hatte man Becher aus Gold und Silber, ebenso bei den Römern, wovon aber nicht viel übrig geblieben, da nur eben sehr bemittelte Leute sich solchen Luxus gestatten konnten. Um so häufiger sind die römischen Trinkbecher, schwarz und wie alle antiken Gefäße auf einem spitzen Fuße. Wie sich das im Gebrauche bewähren konnte, ist mir ein Rätsel, denn sie fallen um, wenn man sie nur eben nicht ganz gerade ansieht.

Auch Glas benutzte man zu Trinkgefäßen, ob-

schon es so kostbar gewesen, daß man es mit Gold aufwog. So behaupten wenigstens die Herren Professoren und die — müssen es wissen. In der römischen Kaiserzeit kann das Glas aber unmöglich mehr so teuer gewesen sein, denn ich wüßte nicht, woher sonst das viele altrömische Glaswerk, welches überall gefunden wird und unsere Kunstsammlungen ziert, herkommen sollte. Diese „vom dunklen Schoß der heiligen Erde", wie Schiller so schön sagt, treulich bewahrte Hinterlassenschaft zeigt uns, daß die Römer eine hochentwickelte Glastechnik besaßen, welche jeden Vergleich mit der unsrigen aushält, wenn wir die Mangelhaftigkeit der damaligen Einrichtungen in Betracht ziehen. Geschliffene und gravierte Gläser sind gar nicht so selten, auch solche mit aufgelegten farbigen Verzierungen. Daneben fehlt es nicht an eigentümlichen Formen, unter welchen der sogenannte Disch'sche Affe im Wallraff-Richartz-Museum in Köln wohl am bemerkenswertesten, ferner Vögel, Fische, Hörner und anderes.

Die gewöhnlichen gläsernen Trinkgefäße des römischen Altertums sind halbkugelförmig, erst in der Übergangszeit kommt der konische Becher vor, ebenso tulpenförmig ausgebogene Gläser, aber ohne Fuß, so daß sie nur umgekehrt aufgestellt werden konnten.

Die uns überkommenen Trinkgefäße der frän-

kischen und karolingischen Zeit sind meist von Thon und unterscheiden sich von den römischen durch den gewellten Fuß, der sich noch sehr lange erhalten hat.

Flaschen kommen erst im späteren Mittelalter vor, mehr Wert legte man auf Krüge, welche das hochentwickelte Kunsthandwerk in schönster Ausführung herstellte: sind doch die Erzeugnisse von Siegburg, Kreussen, Raeren und Grenzhausen weltbekannt und werden von den Altertümersammlern sehr geschätzt.

Pokale aus Edelmetall oder Zinn schuf das Mittelalter in höchster Vollendung, worüber uns der Besuch der Museen und der Kunstsammlungen genugsam belehrt. Auch in der Glasindustrie machte das Mittelalter anerkennenswerte Fortschritte und überholte sehr bald das Altertum; wenn man auch auf die Überwindung raffiniert zusammengesuchter Schwierigkeiten verzichtete, so sind seine Leistungen in künstlerischer Beziehung um so wertvoller.

Wir können im ganzen drei Hauptformen der Trinkgefäße aus Glas unterscheiden: cylindrisch, halbkugelförmig und kelchartig. Letztere kam in Venedig auf und von ihr stammt die große Familie der jetzt gebräuchlichen Fußgläser.

Im Orient hatte sich während der Völkerwanderung, die im westlichen und südlichen Europa

alles auf den Kopf stellte, so wie es jetzt die Sozialdemokraten in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage wiederholen möchten — eine hochentwickelte Glasindustrie erhalten und faßte von da zuerst in Venedig wieder festen Fuß. Daher übten die Italiener, welche die Glasfabrikation in andere Länder verpflanzten, daselbst einen bestimmenden Einfluß aus, von welchem man sich aber in unserem Vaterlande sehr schnell freizumachen wußte.

Wie sehr man sich übrigens der Bedeutung der Glasindustrie bewußt war, zeigt uns das Ansehen, in welchem die Fabrikanten standen, sie wurden vielfach dem Adel gleich geachtet, mit welchem sie sich, da sie durchweg sehr gute Geschäfte machten, auch in jeder anderen Beziehung messen konnten.

Ob man die uns überkommenen prachtvollen Flügelgläser, welche jetzt mit Hunderten von Mark bezahlt werden, damals thatsächlich im Gebrauche gehabt hat, ist zu bezweifeln; die meisten werden wohl als Paradestücke auf Schränken und Gesimsen gestanden haben, um nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten herabgenommen zu werden. Jedenfalls zerbrachen sie dann aber auch nach Noten, denn ich sehe nicht ein, warum dergleichen früher haltbarer gewesen sein soll als heute. Hatte ich mich doch selbst mit Nachahmungen mittelalterlicher Gläser umgeben und besaß noch zwei echte, auf

hohen mit Hohlpuffen versehenen Füßen — aber schon längst ist nichts mehr davon vorhanden, obschon zur Zeit keine Kinder im Hause waren, auch weder eine Explosion noch ein Erdbeben stattgefunden hat.

Es würde zu weit führen, wollten wir die längst verschwundenen Formen und Namen der mittelalterlichen Gläser durchgehen, das einzige, auf welches wir ausführlicher zurückkommen müssen, ist der Römer, welcher zu den edelsten Gefäßformen gehört, die es giebt, und namentlich unter den Gläsern an Schönheit seinesgleichen nicht hat.

Wenn auch bei seiner Entstehung venetianische Einflüsse nicht zu verkennen sind, so ist doch seine Form urdeutsch, er entstammt dem cylindrischen Humpen, welchem man in der Mitte ein Bändchen umlegte und dessen untere Hälfte man, um sie etwas zu beleben, mit Nuppen und Puffen besetzte.

Hierbei sei bemerkt, daß der Name Römer vordem ein allgemeiner für Trinkgläser war und erst später einer besonderen Art beigelegt wurde. Er entstand wohl daher, daß man im Mittelalter das beste Glas — und dieses war auch in der That in vielen Fällen aus dem Altertum entstammenden Resten — „römisches Glas" vitrum Romanum nannte.

Daß man das ganze Mittelalter hindurch den Wein aus grünen Gläsern trank, hatte aber nicht etwa seinen Grund darin, daß man rein weißes Glas nicht zu fabrizieren verstanden hätte, sondern, wie uns Pfarrer Mathesius (1562) berichtet: „Weil aber das glass von natur weyss und plank ist, wenn zumahl der sandt und die asche reyn und mit fleiss aussgesotten und abgefeymet ist, hat man in diesen landen gemeinigtlich zu weyn grine gleser gemacht, darin ein reberechter planke weyn sehr schön und lieblich steht und dem weyn eine lustige farbe gibt" — —

Mit der Zeit wurde der untere Teil des in gedachter Weise ausgestatteten Humpens enger, der obere ausladender, und man brachte das Ganze auf einem silbernen oder goldenen Fuße an, ein Luxus, den sich indessen nur die oberen Zehntausend, wie wir heute sagen, erlauben konnten. Um indessen dem Wunsche gewöhnlicher Sterblicher, ebenfalls ihren Wein aus den neuen, schnell beliebt werdenden Römergläsern zu schlürfen, entgegenzukommen, legte man um den Fuß einen gezwackten oder auch glatten Reifen, so daß der Römer nunmehr ohne besonderen Untersatz stehen konnte, später folgte der dieser Gefäßform charakteristische, aus einem Faden gesponnene Fuß. So bestand der Römer denn aus dem beerenförmigen Kelche, dem Mittelstücke mit aufgesetzten Nuppen, welches

ebenfalls Inhalt faßte, und dem Fuße. Das Mittelstück schwand zuletzt zu einem bloßen Verbindungsgliede zwischen Kelch und Fuß, die neuere Zeit aber hat die frühere Form wieder eingeführt, und der moderne im Geist des Mittelalters gestaltete Römer ist das edelste und schönste Glas, welches wir besitzen.

Leider aber werden noch immer sehr viele Römer hergestellt, welche man besser zerschlagen sollte, statt sie dem hohen Zwecke der Kunst dienstbar zu machen, so die mit rotem Kelche auf milchweißem Fuße oder mit fast undurchsichtig dunkelgrünen Kelchen und mit massiven Füßen, so schwer, daß man sie kaum heben kann.

Die Mode, welche unser ganzes sonstiges Kulturleben beherrscht, kann in den Trinkgläsern nur wenig wechseln, das Material ist zu spröde, und so haben wir hier ebensowenig einen unserer Zeit charakteristischen Stil, wie in der Baukunst, wo wir bekanntlich, wenn etwas wirklich Gediegenes zu leisten ist, immer auf alte Vorbilder zurückgreifen.

Es genügt daher, im allgemeinen festzustellen, wie die Gläser beschaffen sein müssen, wenn sie den berechtigten Anforderungen des denkenden Trinkkünstlers Genüge leisten sollen. Man sage nicht, das sei gleichgültig; einen Brillanten faßt man nicht in Blei oder in Kupfer, ebensowenig,

wie es jemanden einfallen darf, Rheinwein oder gar Sekt aus einer Kaffeetasse zu trinken. Es würde nicht schmecken, aber nicht der Tasse an sich wegen und ihrer Form, sondern wegen der unverhältnismäßigen Wandstärke derselben.

Je dünner die Wände eines Trinkgefäßes, je weniger sie ihm seine Abhängigkeit von der Materie und die Notwendigkeit des Werkzeuges zum Bewußtsein kommen lassen, um so leichter kann sich der Trinkkünstler geistig erheben. Übrigens glaube ich, daß der Wein aus papierdünnen Porzellanbechern oder Kelchen ebenso wohlschmecken würde, wie aus einem Glase.

Bei der Bearbeitung der Trinkgläser ist aber auf die Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit Rücksicht zu nehmen, und es darf in diesem Sinne nicht übertrieben werden.

Vor etwa 20 Jahren kamen die sogenannten „Strohhalmgläser" auf, deren Kelch, so dünn und leicht wie ein Blumenblatt, mit dem gleichfalls sehr dünn ausgearbeiteten Fuße durch einen nur strohhalmdicken Stiel verbunden war. Entschieden des Guten zuviel, denn es fehlte an der notwendigen Sicherheit, deren der ausübende Künstler bedarf, und daher sind die tückischen Unholde, deren Erfinder manchen zerschnittenen Finger, manches mit Rotwein befleckte Damastgedeck auf dem Gewissen hat, wieder von der Bildfläche verschwunden.

Welche Form sollen nun die Trinkgläser haben? Das hängt vom Geschmack, von der Individualität des Künstlers ab, und es lassen sich nur allgemeine Regeln aufstellen. Will man auf die neuerdings wieder beliebten konischen (auch wohl cylindrischen) Becher, welche übrigens für leichte Weine unübertrefflich sind, verzichten, so trinke man Weißwein aus Gläsern mit spitzem, Rotwein aus solchen mit rundem Kelche. Besserer Rhein- und Moselwein aber schreit geradezu nach dem grünen Römer, welcher neben dem Pokal und dem Silberbecher mit innerer Vergoldung einzig ihrer würdig sind.

Manche Leute glauben nun aber letztere unter dem Vorwande ablehnen zu müssen: sie wollten sehen, was sie tränken. Auch ein Standpunkt, aber ein von der besseren Erkenntnis der Neuzeit überwundener.

Ganz abgesehen davon, daß man die Gläser auch nicht fortwährend gegen das Licht hält, kann man von oben in den Pokal oder Becher genügend hineinsehen, um zu bemerken, wie sehr der Wein durch diese Hülle gewinnt: Der Weißwein glüht wie geschmolzenes Gold, und der Rotwein funkelt in eigentümlich unergründlichem Glanze, wie das von den Dichtern aller Zeiten und Zonen besungene Auge der Geliebten. — —

Wer das nicht erfaßt und begreift, der ist eben

nicht würdig, Trinkkünstler zu sein und stehle, wie Schiller so schön sagt, weinend sich aus unserm Bund!

Aus welchen Gläsern Schaumwein oder Sekt (wir ziehen diese Namen dem fremdsprachlichen Champagner vor) getrunken werden soll, darüber herrschten vordem Meinungsverschiedenheiten. Die früher beliebten Spitzgläser fassen so wenig Inhalt, daß kaum ein Sperling sich den Schnabel recht darin benetzen kann, zudem sind sie äußerst schwer zu reinigen. Sie konnten daher auch nur in einer Zeit Verwendung finden, wo eine Flasche „Schampanjer" ein Ereignis war, welches man nicht vorübergehen lassen zu dürfen glaubte, ohne den Kork knallend gegen die Zimmerdecke springen zu lassen. Das hielt man für die Hauptsache, wie der Protz, der dem Kellner eine Flasche bestellt und auf die Frage, welche Marke er wünsche, antwortet: „Is mich jantz ejal, wenn er nur knallt!"

Wenn jetzt noch hie und da aus Sparsamkeitsrücksichten erwähnte Gläser benutzt werden, so ist das strenge zu tadeln, denn man soll entweder richtig und stilvoll oder gar nicht Sekt trinken.

Die später aufgekommenen flachen Schalen auf Fuß hat der geläuterte Geschmack unserer Zeit ebenfalls verworfen und zieht den konischen Becher vor, auf dessen Grunde möglichst ein Stern rauh

eingeschliffen sein soll, damit sich die Schaumperlen besser entwickeln als an den glatten Flächen.

Der Trinkkünstler wird aber wenigen Wert auf den Schaum legen, den er als etwas, wenn auch Notwendiges, so doch im großen Ganzen als Nebensächliches betrachtet, er wird sein Augenmerk auf den Stoff an sich richten und sich somit den Sekt aus einem Silberbecher ebenso schmecken lassen als aus einem gläsernen.

Bier trinkt man meist aus Gläsern, die in manchen Gegenden vorkommenden hölzernen „Stübchen" haben eine nur lokale Bedeutung, bei der im Gegensatze zum Wein mehr materiellen Eigenschaft des Bieres ist aber auch der Steinkrug gestattet und beliebt. Hierbei muß aber vor allen Dingen auf äußerste Reinlichkeit gesehen werden, denn nichts stört den Trinker mehr, als wenn ihm aus seines Kruges dunkler Tiefe plötzlich eine ertrunkene Maus oder gar ein alter aufgeweichter Cigarrenstummel entgegengleitet.

Trinkhörner und große Humpen sind jetzt so ziemlich abgekommen und dürften wohl nur noch in akademischen Kreisen praktisch gebraucht werden.

Von den Südweinen gilt das vorhin von den Weinen im allgemeinen Gesagte, ebenso von den Liqueuren.

Für zusammengesetzte Getränke wie Bowlen und Punsch lassen sich keine besonderen Regeln

aufstellen, und es muß jedem überlassen bleiben, hier nach bestem Wissen und Geschmack das Richtige zu treffen. Hier ist indes wie bei Bier das Henkelglas gestattet, welches der Trinkkünstler sonst niemals benutzt.

Dies wären die Werkzeuge, deren sich der Künstler bedient, denn es ist außer in Notfällen nicht angebracht, unmittelbar aus den Flaschen zu trinken. Es ist damit aber nicht ausgeschlossen, daß man sich bisweilen auch noch anderer Geräte bedient, wie z. B. bei Orgien aus Damenschuhen getrunken, und wenn es sehr arg hergeht, wohl auch ein Geschirr der Nacht zu gleichem Zwecke benutzt wird, was wir aber hier nur anführen, um zu zeigen, wie tief der Mensch sinken kann, wenn er es nicht versteht, sich auf der idealen Höhe reiner Kunst zu erhalten.

Eine ebenso große Verirrung ist der im späteren Mittelalter im Gebrauch gewesene Pistolentrunk. Wenn eine lustige Kavaliergesellschaft auseinanderging, so wurde der Abschiedstrunk, wenn die Gäste schon auf den Pferden saßen, aus den scharf geladenen Pistolen, die man mit Wein füllte, mit dem Finger am Drücker geschlürft, und dann die Waffe in die Luft abgeschossen.

Trinken durch Röhren ist bei uns nur bei Eisgetränken üblich, in Südamerika wird der

Mateh nur in dieser Weise genommen. Nicht nur, daß man sich an den meist silbernen, unten mit einem Siebe geschlossenen Röhren Lippen und Zunge verbrennt, es herrscht noch die Unsitte, daß in jeder Haushaltung nur eine Röhre vorhanden ist, diese mit dem Kürbis, in welchem das Getränk mit heißem Wasser angesetzt ist, von einem zum andern die Runde macht und jeder seinen Schnabel darüber hängt. In allen Fällen sehr unappetitlich, aber niemand darf sich diesem Gebrauche entziehen, will er nicht gegen die gewöhnlichsten Anstandsregeln verstoßen.

Wir Wilde sind doch bessere Menschen!

Kaffee und Thee, welche den Trinkkünstler erst in zweiter Linie interessieren, trinkt man aus Tassen, in manchen Gegenden auch wohl aus Gläsern; das ist aber Geschmacksverirrung, es sei denn, daß man den Kaffee schwarz und mit Eis gekühlt nimmt.

Die Tassen sind aus Porzellan, es kommen, wenn auch vereinzelt, solche von Silber vor. Diese aber eignen sich nur zu Geschenken, und da die Größe der Ehre, welche man jemanden mit einem solchen erweist, im richtigen Verhältnis zur Unbrauchbarkeit des gebotenen Gegenstandes steht, so können sie in diesem Punkte nur von einem meterhohen Elephanten aus blauem Porzellan übertroffen werden.

8. Vorlesung.

Der Stoff.

Es darf nicht auffallen, daß wir das Material, welches der Trinkkünstler verarbeitet, erst an dieser Stelle in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, es kommt gegenüber der Form erst in zweiter Linie in Frage.

Oder würde z. B. die Medicäische Venus das Geringste von ihrer idealen Götterschönheit einbüßen, wenn sie statt in Marmor in Bronze ausgeführt wäre?

Nein!

Erst als die Kunst des Altertums verfiel, suchte man technische Schwierigkeiten auf, durch deren Überwindung man dann etwas Außerordentliches geleistet zu haben wähnte.

So finden wir aus der späteren Zeit Statuen, deren Fleischteile in weißem Marmor ausgeführt sind, während die Gewänder und das Beiwerk aus buntem bestehen, solche von Basalt und andern schwer zu bearbeitendem Material, von

Bronze mit Augen aus geschliffenen Steinen und dergleichen mehr.

Wie anders das berühmte Venusbild, wie ansprechend in seiner idealen Einfachheit! Es würde aber, wie gesagt, die gleiche Wirkung hervorbringen, wenn der Künstler es aus einem andern Stoffe geformt; freilich hätte er nur einen solchen benutzen können, dessen Eigenart sich seinen hohen Zwecken fügte; Brotteig z. B. hätte er unter keinen Umständen verwenden dürfen. So auch in der Trinkkunst: die Form steht in erster, das Material in zweiter Linie. Der Eskimo, welcher seine Schale Thran mit Verständnis schlürft, der Neuseeländer, welcher seinen aus gekauten und in Gärung übergegangenen Kawawurzeln bereiteten Festtrunk aus einem gerollten Blatte zu sich nimmt, und sich, soviel ihm das möglich, dabei gehoben fühlt, — sie thun in ihrer Art dasselbe wie unsereiner, wenn er allein oder im Kreise von Gleichgesinnten im Rhein- oder Moselwein poetische Anregung sucht und findet. Es hängt eben, hier wie dort, alles von Umständen ab, und es wäre gar nicht undenkbar, daß wir, wenn wir in einer Temperatur von 2000 Grad über Null existierten, unseren Durst mit geschmolzenem Eisen und bei feierlichen Gelegenheiten mit geschmolzenem Silber oder Gold würden löschen können und in diesem Material ebensogut wie

jetzt in den geistigen Getränken als Künstler uns zeigen.

Der Trinkkünstler wird sich nun niemals zu Thran und Kawa herbeilassen, er wird seiner Bildung und Individualität entsprechende Stoffe wählen. Diese können wir in 3 Klassen einteilen und eine vierte als Anhang beifügen: Wein, Bier, Liqueure und andere unter keinem Gattungsnamen zusammenzufassende weniger wichtige Getränke.

Den zusammengesetzten eine besondere Klasse einzuräumen, kann nicht als zweckmäßig erkannt werden, sie sind vielmehr an passenden Stellen als Unterabteilungen einzuschieben.

Unter Wein verstehen wir aus Früchten gekeltertes und vergorenes Getränk, der Sprachgebrauch aber wendet diese Bezeichnung lediglich auf das aus Trauben gewonnene Erzeugnis an und fügt den aus andern Produkten der Pflanzenwelt bereiteten die Ursprungsbenennung bei: Apfelwein, Johannisbeer- Stachelbeerwein u. s. w.

Bier wird bekanntlich nicht auf dem Wege der Kelterung, sondern durch Aussieden der gekeimten Gerste gewonnen, während die Liqueure, oder wenn wir uns weniger gewählt ausdrücken wollen: Schnäpse, destilliert werden. In neuerer Zeit werden sie aber auf kaltem Wege durch Mischung verschiedener Ingredienzien und Zucker

mit dem freilich durch Destillation gewonnenen Alkohol und Verdünnen mit Wasser hergestellt.

Das sind die charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Arten der Getränke, wodurch alle übrigen bedingt und fest gegeben sind.

Der Wein ist der König aller Getränke, leider hat er den, wie es scheint unausrottbaren Fehler, daß er zu teuer ist, weshalb manche Gegenden, wo er früher allgemein war, ihm entsagen mußten.

Ähnlich geht es aber mit manchem andern. Salm, welcher jetzt jeder Herrschaftstafel zur Zierde gereicht, war früher so gemein, daß Dienstboten es sich ausdrücklich vorbehielten, nicht mehr wie zweimal wöchentlich solchen aufgestellt zu erhalten.

Wir unterscheiden der Farbe nach Weiß- und Rotweine, nach den übrigen Eigenschaften: säuerliche, herbe und schwere (meist süße) Weine, unter welch letzteren wir durchweg die der südlichen Länder verstehen.

Zumeist aber werden sie ihrem Ursprung nach unterschieden.

Der Wein ist der König aller Getränke und der Rheinwein der König der Weine. Er übertrifft alle andern, höchstens ist ihm ein feiner Mosel gleichzuschätzen. Die besten Lagen sind die des Rheingaues zwischen Mainz und Bingen, dann folgen die besseren Mosel- und Pfälzerweine, die

Rheinhessischen-, Franken- und Pfalzweine, darauf die von Saar und Nahe, welche aber in dem Rufe stehen, sie berauschten sehr schnell.

Die genannten Sorten haben neben einer milden Säure ein eigentümliches Aroma, welches unter dem Namen: Bouquet bekannt, den andern Weinen fast ganz fehlt.

Worin es eigentlich besteht, ist nicht anzugeben, und wenn auch die Wissenschaft erklärt, es beruhe auf einer Mischung ätherischer Öle, so ist sie doch nicht im stande es zu zerlegen, ergiebt doch die Analyse eines feinen Hochheimers ein von der eines gewöhnlichen Säuerlings gar nicht so sehr verschiedenes Resultat.

Die begeisternde Wirkung des Weines läßt sich also nur empfinden, nicht erklären, sie beruht auf gewissen „Imponderabilien.“ Das ist doch ein Fremdwort an der rechten Stelle, es thut einem ordentlich gut wie ein Cognac fine champagne, die Flasche zu 15 Mark.

Auf ein Eingehen auf die verschiedenen Sorten kann an dieser Stelle unmöglich reflektiert werden, weil erstens die einzelnen Lagen noch nicht einmal in ihren einzelnen Stücken einander gleich sind und weil zweitens das Mischen, Verstechen, die Feststellung des Ursprunges erschwert.

Manche früher beliebten Weine sind verschwunden oder kommen unter andern Namen vor, wie

der berühmte Malvasier, dessen jetzt nur mehr angehende Poeten gedenken, wenn ihnen auf sehr und schwer und hehr die Reime ausgehen.

Im allgemeinen wie im besondern ist es, wie gesagt, schwer, die Weine dem Ursprung nach zu bestimmen; man halte daher mit einem Urteil zurück und prüfe nur auf die Qualität. Aber auch da sei man sehr vorsichtig, sonst kann man sich unsterblich blamieren und seinen mühsam erworbenen Ruf als Kenner unrettbar einbüßen.

Für die Weinhändler ist es sehr angenehm, daß so wenig Leute von der Sache wirklich etwas verstehen. Unter zehn werden gewiß acht eine schön etikettierte Flasche für ungleich besser erklären als eine einfache nackte, wenn sie auch beide denselben Wein enthalten.

Was man in diesem Punkte den Leuten zutrauen kann, zeige folgendes Vorkommnis, von welchem ich selbst unbeteiligter Zeuge gewesen:

Ort der Handlung: Die Kegelbahn der Gesellschaft, sagen wir Eintracht.

Zeit: Die Gegenwart.

Die Mitglieder sind um einen langen Tisch versammelt, die älteren an ihren eigentümlich durch Gewohnheitsrecht ersessenen Plätzen. Obenan sitzen die Herren Hahn und Doktor Kelser, zwei Verschworene.

Dr. K.: Unser 4 Groschenwein wird auch immer schlechter — das Zeug soll man ja keinem Esel ins Ohr gießen.

Hahn (Mitglied der Weinkommission): Das sollte ich übel nehmen, der Wein ist gut.

Dr. K.: Für Sie vielleicht — ich habe heute mittag besseren getrunken.

Hahn (lacht): Das glaube ich — eine feine Flasche aus Ihrem Privatkeller.

Dr. K.: Nicht doch, ganz gewöhnlichen in der Gesellschaft Casino, wo mich ein Bekannter zwecks einer Besprechung eingeführt. Ich sage Euch, Kinder, ein feiner Tropfen, der unsrige ist nichts dagegen.

Hahn: Pah — besser wird er auch nicht sein — Doktor, das bilden Sie sich nur ein.

Ein Mitglied: Das glaube ich auch.

Dr. K.: Ich möchte eine Wette darauf eingehen, er ist thatsächlich besser.

Ein anderes Mitglied: Man müßte sie nebeneinander probieren.

Hahn: Das wird wohl nicht angehen ....

Dr. K.: Weshalb nicht? Mein Freund wird noch da sein, wir schicken hin, und er besorgt das weitere.

Hahn (bedenklich): Ob sie ihm die Flaschen denn auch geben werden?

Dr. K.: Ganz sicher. (Er nimmt eine Karte und schreibt einige Worte.) Gottfried! Wo der nur bleibt?

Ein jüngeres Mitglied: Die Aufwartung wird auch immer schlechter, wir müßten statt der melancholischen Kellner, die wie Raben auf einem Stoppelfelde hier herum hopsen, eine

schöne weibliche Bedienung in passenden Kostümen bekommen.

Mehrere Mitglieder (für sich): Ich danke, dann ließe meine Frau mich nicht mehr her.

Dr. K. (ruft): Gottfried, (heftiges Klingeln, endlich erscheint der Gerufene.) So, endlich sind Sie da — gut! — Gehen Sie zum Casino, lassen Sie sich den Herrn herausrufen und sagen, man möge Ihnen zwei Flaschen gewöhnlichen mitgeben, hier haben Sie zweimal acht Groschen, hier die Karte. Aber etwas plötzlich!

Gottfried: Sogleich. (Ab.)

Ein Mitglied: Da bin ich doch gespannt.

Hahn: Dummes Zeug, da werden wir einen leckeren Schund besehen — Rachenputzer Auslese.!

Pause.

Nach einer Weile kommt Gottfried mit Flaschen und Gläsern, es wird gekostet, und das allgemeine Urteil des kleinen Kreises der Umsitzenden lautet: Ein ganz guter Wein, aber doch nicht etwas so Außerordentliches. Doktor, Sie haben uns etwas vorschwindeln wollen, unser Viergroschens ist ebensogut."

Hahn und Doktor Kelser lachten heimlich, als es aber später ans Bezahlen der Zeche ging, stellte sich heraus, daß die beiden Probeflaschen den feinsten Wein, den der wohlassortierte Keller der Gesellschaft Eintracht aufwies, enthalten hatten. Gottfried, der dritte Verschworene, war gar nicht ausgewesen, sondern hatte nur Etiketten und Kapseln entfernt. —

Einer der Hereingefallenen jedoch brütete Rache, da diese aber ein Gericht ist, welches kalt genossen werden muß, so wartete er, bis der eben geschilderte Vorfall etwas in Vergessenheit geraten war und kam eines Tages heran.

„Ich habe da einen feinen Bernkastler Doktor gekauft, davon will ich zwei Flaschen zum besten geben. Herr Hahn, Sie haben uns ja neulich mit Dr. Kelser so schön traktiert, schade, daß der nicht da ist. Gottfried, bringen Sie die zwei Flaschen, die unten abgegeben worden sind, und Gläser!

Alle Anwesenden versuchen.

„Wunderbar — ein feines Weinchen — delikat!" So klang es fast einstimmig, denn einer meinte: „Ich kann mir nicht helfen, ich finde an dem Weine wirklich nichts Besonderes. Unser Haubenleimer zu 50 Pfennig schmeckt mir wirklich besser."

Nachdem die andern ihn einen Barbaren gescholten, der von Wein nichts kenne, wurde der Sachverhalt aufgeklärt: Die beiden Flaschen waren nur als Bernkastler Doktor maskiert und enthielten gewöhnlichen Sauren zu 80 Pfennig.

Leider giebt es mehr schlechte Weine als gute, daher man die letztern unter dem Allgemeinausdruck: „Eine feine Flasche" zusammenfaßt, während die Anzahl der Namen für erstere Legion ist.

Krätzer und Rachenputzer bedürfen keiner Erklärung, ebensowenig Säuerling und Draht. Die Bezeichnung Kutscher stammt daher, daß die geringeren Weine vordem fast ausschließlich von den niederen Volksklassen getrunken wurden, denen sie jetzt leider nicht mehr zugänglich sind. Der Name ist indessen geblieben wie beim englischen Porter, welches Wort „Lastträger" bedeutet. Vorfälle von allgemeiner Bedeutung, berühmte Persönlichkeiten müssen noch jetzt am Rheine dazu herhalten, dem gewöhnlichen Wein einen Namen zu geben.

Weber empfiehlt im Demokritos einem ihm befreundeten Pfarrer, der sich beklagte, daß einige seiner Pfarrkinder beim Abendmahle den Kelch mit den Zähnen festhielten, um möglichst viel von der edlen Gottesgabe zu erwischen, Landstürmer; daneben gab es Chrisam, Flöhpeter und Wanzentod.

Des Garibaldi werden sich die älteren Leser noch wohl erinnern, jüngere des Mahdi und Arabi wie des Boulanger.

Als die schlimmsten Sorten sind die in Sachsen und Schlesien gebauten Weine bekannt, und es heißt, daß ein dortiger mutiger Zecher mit dem Teufel eine Wette einging, wer am meisten trinken könnte. Der teuflische Geist setzte einen namhaften Betrag, der andere seine Seele ein, aber schon bei

der zweiten Flasche rief jener: Es würde ihm zuviel, das könne nur ein da Einheimischer aushalten, und er erkläre sich für besiegt.

Als Prinz Eugen nach Grünberg kam und Bürgermeister und Rat ihm den heimatlichen Ehrenwein im Goldpokale kredenzten, rief er nach dem ersten Schluck: Lieber wolle er Belgrad noch einmal nehmen, und reiste schleunigst ab, wie die Hussiten, welche vor Naumburg unvorsichtigerweise von dem dortigen Gewächs gekostet hatten.

Bekannt sind Meissener Schattenseite und Grüner Katzenjammer, Magenräumer, Darmkratzer, Felsensprenger und Grüneberger Hasentod. Der Wendewein hat seinen Namen daher, daß der Zecher, welcher abends davon getrunken, sich in der Nacht von Zeit zu Zeit umwenden muß, damit die Magenwände nicht an einer Seite durchgefressen werden. Der Schulwein wird in manchen Gegenden der lernenden Jugend statt Strafarbeiten und Nachsitzen zudiktiert und ist sehr gefürchtet, auch hat er verstockten Verbrechern reumütige Geständnisse entlockt.

Das „Schweig, oder Du kriegst Wein", womit in einigen Gegenden die Mütter ihre Kinder zur Ruhe ermahnen, wird in manchen Fällen von einer durchschlagenderen Wirkung begleitet sein als das Hannibal ante portas der alten Römerinnen.

Am schlimmsten aber ist der *Dreimännerwein*, der nur mit Hülfe von drei starken Männern getrunken werden kann. Zwei halten den Zecher, daß er nicht umfällt oder davonläuft, während der Dritte ihm das Getränke eingießt.

Man glaube übrigens ja nicht, daß nur unser deutsches Vaterland mit dergleichen Sorten gesegnet, dafür sorgen anderwärts schon die Weinfälscher, die auch bei uns öfter vorkommen als nötig. Die Hauptsache ist und bleibt, daß der Wein *rein* und nicht künstlich „verbessert" ist, dann verzeiht man ihm schon gern ein wenig Säure, welche dem Körper sehr zuträglich, indem sie das Blut klärt, den Stoffwechsel fördert und so das alte Sprichwort: Sauer macht lustig, wenn auch auf Umwegen, bestätigt.

*

Der Ursprung der zusammengesetzten Getränke, der *Bowlen*, ist dunkel. Ihre Entstehung ist wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß der Weinbau im Mittelalter viel ausgedehnter war als jetzt, erntete man doch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts aus den in der Stadt Köln innerhalb der alten, jetzt niedergelegten Festungsmauer befindlichen „Weingütern" an 60000 Ohm und kultivierte, allerdings früher, zu genannter Zeit nicht mehr, Weinberge sogar in der Mark Brandenburg!

Die Menge minderwertiger Sorten mag nun dazu geführt haben, den übersauren Stoff durch Zusätze genießbar zu machen, auf welchem Felde der Geschmack der Zeit freilich manchen Wechsel hat eintreten lassen. Ryff zählt in seinem 1540 in Straßburg erschienenen Werke die verschiedensten „gewürzten Weine und Kräuterweine“ auf, in der zwei Jahre später in Augsburg erschienenen „Kellermeisterey“ finden wir noch dazu Rosinen-, Holder- und Spannwein (letzterer mit Buchenspänen) und St. Johanniswein (von Johanniskraut) verzeichnet.

Keinesfalls dürfte einem heutigen Zecher mit derartigen Gemischen gedient sein, noch weniger mit: „Zimmetrinden, Zitwer, Nägelin, Jngber, Galgant, Paryßkörner, langer Pfeffer, Muskatnuß, Cubeben und Cardamon“, das aber nicht etwa im einzelnen zugefügt, sondern zusammen „in ein hären Säcklin gethan und in ein sauber Fäßlein in den Wein gehängt“!!!

Als Bowlengetränke kommen wohl nur mehr: Waldmeister, Erdbeeren, Pfirsich und Ananas in Frage, Pomeranzenbowlen, Bischof und Kardinal sind selten geworden, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Glühwein wird auch wohl kaum mehr als Bowle, sondern meist aus diätetischen Gründen getrunken. Auch die ehemals berühmte Traubenblütenbowle kommt

nur noch vereinzelt vor, sie ist vom Standpunkte des Trinkkünstlers eine Art bethlehemitischer Kindermord.

Der geläuterte Geschmack der Neuzeit verlangt, daß bei der Waldmeisterbowle der Geschmack der Kräuter nicht hervortrete, dieselben sind, wenn sie nur ihr flüchtigstes Aroma abgegeben, aus der Bowle zu entfernen. Auch dürfen die Bowlen nicht zu süß sein!

Zusätze von Blättern schwarzer Johannistrauben lehnt der Trinkkünstler ab, er gestattet höchstens die Beigabe einer Apfelsinenscheibe. Von den Erdbeer-, Pfirsich- und Ananasbowlen gilt mehr oder weniger das eben Gesagte, da die Früchte aber weniger starkes Aroma enthalten als die Blüte, so entfernt man dieselben nicht; Sektzusatz zu Bowlen ist zwar nicht zu verwerfen, aber auch nicht zu empfehlen, dagegen wirkt ein aber ja nicht zu großer Zusatz von Vanille bei den Fruchtbowlen geradezu Wunder.

In Ermanglung von Sekt oder aus Sparsamkeitsrücksichten gießen manche Leute Selterswasser in ihre Bowlen, ein solches Verfahren, welches füglich als höhere Lebens- und Genußmittelfälschung bezeichnet werden darf, richtet sich selbst, wir wollen weiter kein Wort darüber verlieren.

Unbegreiflich ist es uns heute, wie man noch

vor wenigen Jahrzehnten Waldmeisterbowlen brauen konnte aus viererlei Kräutern:

Waldmeister,
Schwarze Johannisbeeren,
Melissen,
Balsaminen,

und diese Brühe wurde schon früh am Tage „angesetzt.“ Dabei bildeten sich die Leute noch wunders ein, was sie Gutes tränken und bemaßen die Vortrefflichkeit ihrer Bowle nach der Stärke der Kopfschmerzen am andern Morgen.

Ein Glück, daß solche barbarische Zeiten vorbei sind und es uns vergönnt ist, uns im heiteren Kunstgenusse zu freuen.

Über den vaterländischen Getränken dürfen wir die Erzeugnisse des Auslandes nicht vergessen, wenn diese uns auch praktisch erst in zweiter Linie interessieren. Berühmt sind die österreichischen und ungarischen Weine, welche letztere indessen, wie die Südweine, nur in geringen Mengen genossen werden können.

Mit großem Schmerze erinnere ich mich, wie man mir ein riesengroßes Glas feinsten Ruster Ausbruch vorsetzte — im Esterhazykeller in Wien, einem Lokale, wie es die verwegenste Phantasie nicht dunkler und schmutziger ersinnen kann. Dieser düstere Hintergrund hätte nun dem Wein ein gewisses Relief gegeben, aber man mußte den Götter-

trank nicht nur stehend in aller Eile hinuntergießen, sondern dabei noch auf Uhr und Brieftasche und Börse achthaben, da vor Taschendieben gewarnt wurde, sowie sich von der Mehrzahl der übrigen Zecher möglichst entfernt halten, da für Insektenfreiheit derselben nicht gutgesagt werden konnte. Und unter so schwierigen Umständen sollte man trinken! Fort mit solcher Erinnerung. — —

Die italienischen, spanischen und griechischen Weine, ebenso Capwein und ähnliche, ferner die Fruchtweine, unter denen der Johannisbeerwein oftmals einem guten Madeira gleichkommt, wird der Trinkkünstler nicht zu Dauerleistungen benutzen; näher liegt ihm Bordeaux, welcher aber jetzt so gefälscht wird, daß man gut thut, die einheimischen Gewächse: Ahrwein und roten Rheinwein vorzuziehen, wenn auch ein Zusatz italienischer Trauben bei der Kelterung erfolgt sein sollte.

Sekt wird jetzt bei uns ebensogut hergestellt wie in Frankreich. Die dortigen Sorten sind allerdings massiger und süßer als die unsrigen, aber das ist, wenn man, wie jetzt gebräuchlich, mit dem Schaumweine erst beginnt, wenn der Künstler von vorhergegangenen Leistungen bereits ermüdet, eher ein Fehler als ein Vorzug.

Weil der französische Schaumwein aber teurer ist als der deutsche, gilt er bei manchen Leuten für „vornehmer.“

Kaiser Wilhelm I., der es bezahlen konnte und auch vertragen, sonst hätte er kein so hohes Alter erreicht, trank niemals französischen Champagner, sondern ausschließlich deutschen Sekt, den er besonders herb zubereiten ließ.

Der Gebrauch, Sekt zum Nachtische zu geben, wenn der Geschmack abgestumpft, ist zu verwerfen; am besten schmeckt und bekommt auch ein Gläschen vor Tische, wenn man etwas Leichtes dazu knuspert, wobei freilich kein Massenkonsum stattfinden darf und man das Bacchusopfer einstellt, sobald Gefahr im Verzuge, daß es für das bald zu nehmende Mittagessen an Raum gebrechen würde.

In der Beschränkung zeigt sich der Meister!

König Ludwig II. von Bayern trank mit Vorliebe Bowlen von altem Rheinwein und Sekt, halb und halb, mit Veilchen. Aus Erfahrung kann ich über den Geschmack einer solchen Zusammenstellung nicht berichten, glaube aber, daß genannter Zusatz mehr dem Auge und dem Geruchssinne schmeichelt, als er den Geschmack der Bowle zu heben vermag.

Das Bier hat trotz seiner hohen allgemeinen Bedeutung in seinen verschiedenen Arten eine mehr lokale, mit Ausnahme von Münchener, Dortmunder und einiger anderer, welche weiter verschickt werden und sich die Welt erobert haben. Suchen sich doch

selbst die Franzosen vergeblich gegen den von Bayern eingeführten „Bock“ zu wehren.

Es würde zu weit führen, wollten wir nur die Namen der verschiedenen Biere anführen, beschränken wir uns daher auf einige hervorragende. Mumme und Breyhan verewigen die Namen ihrer Erfinder, dann giebt es Biet den Kerl, Weet nich wie, Mord und Tod; ein anderes heißt der Hund, weil es im Bauche des Trinkers knurrt, die Gose soll dem nicht daran Gewöhnten gefährlich sein, und es wird empfohlen, wenn man mit der Rechten das Glas erfaßt hat, zur Vorsicht die Linke auf den Griff der Stubenthüre zu legen. Beim Kölner soll es gut sein, vor und nach jedem Glase je einen Schnaps zu trinken, um ähnliche Wirkungen, wie eben gedacht, zu beschwören.

Bekannt ist das Berliner Weißbier, welches aber jetzt durch das Münchener in den Hintergrund gedrängt zu werden scheint.

München ist und bleibt die Bierstadt par excellence; man verzeihe dieses Fremdwort, es fällt mir augenblicklich kein besseres ein; und es ist sicher keine erfundene Anekdote, daß, als der dortigen Polizei ein verlaufenes kleines Kind zugebracht wurde, welches weder den Namen noch die Wohnung seiner Eltern anzugeben wußte, auf die Frage: Wo holt Ihr denn Euer Bier? sofort das richtige Bräu bezeichnete, auf welchem Umwege

denn der Findling seinen Angehörigen übermittelt wurde.

Für den der dortigen Gebräuche Unkundigen sei bemerkt, daß in ganz Bayern alles Bier frisch in Krügen aus dem Bräu geholt wird, und es niemand einfällt, es auf Flaschen gefüllt im Vorrat zu beziehen.

Das Münchener Hofbräu, in gewissem Sinne ein Gegenstück zu dem oben erwähnten Esterhazykeller, ist sehenswert für jeden Besucher der Stadt, wenn es auch schon von seiner früheren Ursprünglichkeit einiges eingebüßt.

Bier verträgt keine Mischung, es muß für sich getrunken werden. In manchen Gegenden macht man es zwar im Winter warm und fügt Muskatnuß und ähnliche Gewürze zu, was indessen nicht zu billigen ist.

Die Liqueure oder Schnäpse verbieten durch ihre Stärke einen größeren Konsum, sie sind für den Trinkkünstler das, was in der Schrift das Ausrufzeichen, von dem ein spärlicher, aber um so wirkungsvollerer Gebrauch zu machen ist.

Aus dieser Ursache müssen wir uns auch ein gründlicheres Eindringen in diese Materie versagen und es bei Andeutungen bewenden lassen. Ein guter Rat an alle Trinkkünstler: sich in diesem Sinne an möglichst einfache Getränke zu halten und die zusammengesetzten zu meiden, es sei denn,

daß sie, von reellen Häusern hergestellt, sich im allgemeinen Gebrauche bewährt haben.

Cognac, welcher aus Wein destilliert werden soll, wird jetzt aus allem möglichen und unmöglichen Schund zusammenfabriziert, ein echter, guter ist kaum mehr zu bekommen, weshalb man am besten thut, sich einen reinen, guten Korn einzulegen und ablagern zu lassen; man weiß dann doch wenigstens, was man hat.

Der Punsch, welchen Schiller so schön besungen, wird auch jetzt kaum mehr aus den vier Elementen zusammengebraut, sondern durch Mischung fertig bezogener Essenz mit warmem Wasser hergestellt. Solange die Essenz aus einer guten Quelle stammt, ist dagegen nichts einzuwenden, aber weitaus die meisten Pünsche (übrigens das einzige Wort, welches sich auf Wünsche reimt) müssen mit Mißtrauen betrachtet werden, es sind unter Blumen verborgene Schlangen.

Grog, eine Mischung von Cognac oder Rum mit heißem Wasser unter Zufügung von Zucker, ist eine seemännische Erfindung, welche aber von Landratten nichts weniger als verschmäht wird. Es giebt drei verschiedene Grade. „Gewöhnlicher", welcher zwei Drittel Wasser enthält, „steifer Grog", halb und halb, und „Höllengrog", ohne Wasser, den aber der nicht daran Gewöhnte ungestraft nicht trinken darf.

Die andern Getränke, welche wir der vierten Klasse einreihen können: Limonade, Fruchtsäfte, Thee, Kaffee u. s. w. wird der Trinkkünstler nicht prinzipiell ablehnen, er wird sie aber auch nicht anders, denn als nebensächliches Beiwerk gelten lassen und sich zu ihrer Annahme mehr aus praktischen als künstlerischen Rücksichten bestimmen lassen.

---

9. Vorlesung

Die Diätetik der Trinkkunst.

Die Frage: wie getrunken werden soll, ist eine der wichtigsten; der Zufall, dem wir so manche bedeutende Entdeckung verdanken, hat auch hier das Richtige angegeben, und zwar auf folgende Weise.

Ein berühmter Komponist (dessen Namen wir nicht erst zu nennen brauchen) wollte eines seiner Werke von einem den besten Kreisen entnommenen gemischten Chor zur Aufführung bringen lassen; als er aber die Stimme verteilte, entstand ein homerisches Gelächter: es fand sich, daß der tückische Druckfehlerkobold ihm in der Vortragsbezeichnung einen Buchstaben umgekehrt hatte, und so standen da groß und breit die Worte:

SAUFT LANGSAM UND MIT GEFUEHL!

Sehen wir von der etwas naturlistisch aus-gefallenen Fassung des Spruches ab, so können wir nicht umhin, die Richtigkeit dieses kategorischen

Imperativs voll und ganz anzuerkennen: langsam und mit Gefühl! — —

Wann und wieviel man trinken soll, darüber läßt sich nichts sagen, der Trinkkünstler gehorcht der gebietenden Stunde. Die Kunst duldet aber keinen Zwang: „Nur die Freiheit gewährleistet Fortschritt und Weiterentwicklung in Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie.“ Daher ist es auch sehr zu verwerfen, wenn bei Studentenzusammenkünften den „Füchsen“ eine bestimmte Menge oder besser Unmenge Bier gemäß einem längst veralteten Comment eingenötigt wird, die Kunst leidet in erster Linie darunter, und es ist zu hoffen, daß bessere Einsicht auch hier Wandel schafft.

Vor allen Dingen bedarf der Künstler zweier Eigenschaften, er muß eine gute Zunge und einen guten Magen haben — fehlt ihm eines derselben, so ist er, wie Lessing so schön sagt, ein Raphael ohne Hände!

Ein guter Magen ist nun allerdings ein relativer Begriff, denn einen absolut guten giebt es gar nicht, wie überhaupt in der Natur nichts Vollkommenes existiert.

Daher denn auch die Frage aufgeworfen werden kann, ob es statthaft, einen Körper darzustellen, welcher wie die bereits erwähnte Venus von Medici alle idealen Vollkommenheiten, wie sie

niemals im Leben zusammen vorkommen können, vereinigt. Die einen sagen ja, die anderen nein, und in der That hat die letztere Auffassung etwas Bestechendes. Indessen sind über diesen Fall die Akten noch nicht geschlossen, und der Trinkkünstler darf sich freuen, daß solche Fragen niemals an ihn herantreten können: was er schafft, entsteht immer in der gleichen höchsten Vollkommenheit. —

Was und wieviel ein jeder an geistigen Getränken ohne Schaden zu sich nehmen darf, muß die Probe ergeben, es ist individuell und da kein Magen in der ganzen Welt vollkommen ist, so wird der Trinkkünstler sich mit den Mängeln des seinigen so gut er kann abfinden. Es gelten für ihn die allgemeinen diätetischen Regeln, deren Beachtung empfohlen wird.

Kann der Trinkkünstler nun auch durch Vermeidung des ihm nicht Zusagenden die Schäden seines Verdauungsorganes in den Hintergrund drängen, so ist ihm das bezüglich etwaiger Fehler seiner Geschmacksnerven unmöglich, eine feine Zunge ist ihm unentbehrlich.

Wer eine solche nicht sein eigen nennt, der mag beim Trinken wohl eine Empfindung haben, die hohen Geheimnisse der Kunst sind und bleiben ihm jedoch verschlossen. Er ist „ein armer Mann, beraubt der Freuden dieses Lebens", wie ein Blinder eine Prinzessin ansprach, worauf sich diese er-

staunt zu ihrem Gefolge wandte: Comment, un castrat?

Trinken soll man, außer zur bloßen Löschung des Durstes nur, wenn künstlerische Stimmung vorhanden, und es sei Grundsatz des Trinkkünstlers durch Genuß einiger passenden Speisen gewissermaßen ein Fundament für seine künstlerischen Leistungen zu legen.

Hiermit löst sich die vielbestrittene Frage: ob man über Tische trinken dürfe oder nicht — von selbst. Wenn man die Notwendigkeit empfindet, trinke man ohne Sorgen und glaube ja nicht, daß es schadet. Die Furcht, man würde dadurch fett, widerlegt die geringe Korpulenz des Verfassers.

Es ist nun die Frage: Was soll man über Tische trinken? Am besten einen leichten Rhein- oder Moselwein, ein solcher paßt zu allen Schüsseln im Gegensatze zum Bier, welches sich mit manchen Speisen nicht verträgt.

Trotzdem begegnet man in diesem Sinne manchmal grausenerregenden Ungeheuerlichkeiten. In einer größeren Hafenstadt, wo ich mich länger aufhielt, wurde ich öfters zu „Diners“ eingeladen und erhielt dort stets ein so unkünstlerisches Chaos aufgestellt, daß ich nie ohne einen gründlich ruinierten Magen nach Hause kam.

Fürs erste: Champagner zu den Austern, dann nach der Suppe ein Glas Madeira oder

Xeres, manchmal auch zwei, darauf Bordeaux und Burgunder, zum Braten Rheinwein und beim Nachtische Champagner.

Dagegen wäre nun, vielleicht mit Ausnahme des Südweins nichts Besonderes einzuwenden gewesen, denn man soll vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Komplizierten übergehen — aber, zwischendurch trank die ganze Gesellschaft Bier! — Bier zu Puddingen und Pasteten, zu Braten und Salat, zu Eis, Torten und Obst!

Eine solche Barbarei ist auch nur da möglich, wo man einzig danach trachtet, daß Speisen und Getränke möglichst kostspielig ausfallen, und wo man auf Wohlgeschmack und künstlerische Zusammenstellung nicht den mindesten Werth legt. Wurde mir doch ebenda einmal ein Hase vorgesetzt mit Kopf, und man meinte noch wunders, was das Feines und Gutes wäre von einem mit Straßburger Gänseleberpastete gefüllten Feldhuhn, von dem mir ein Gourmand fast mit Thränen in den Augen erzählte, zu schweigen.

Wer denkt da nicht an die römische Kaiserzeit mit ihren Ragouts aus Nachtigallengehirn und Flamingozungen? Ich habe die erwähnten Kunstbarbaren noch zudem im schrecklichen Verdachte, daß sie nur deshalb Bier tranken, was ihnen doch unmöglich schmecken konnte, weil es teurer wie

Wasser war, selbst wenn man statt letzterm einen Kohlensäuerling aufgestellt hätte.

Wir müssen hier die Stellung des Trinkkünstlers zum Wasser und zum Brote, welche beide der Volksbegriff untrennbar verbindet, eines näheren erörtern. Es giebt Leute, welche sich noch gar rühmen, niemals einen Tropfen Wasser zu trinken, das sind eben Barbaren, deren materielle Genüsse hohe Kunst nicht durchgeistigt, der Trinkkünstler kann des Wassers nicht entraten, es ist für ihn was für den Musiker die Pausen, für den Schriftsteller die Interpunktion und für den Maler der tiefdunkle Asphaltlack.

Das Wasser wirkt kühlend und durstlöschend, es regt nicht an: ein Glas Wasser — ein Gedankenstrich! Der Genuß größerer Mengen verbietet sich daher von selbst, trotzdem giebt es Fanatiker, welche Fluten davon hinuntergießen, in denen ein weniger Begabter bequem ertrinken könnte. Während dem Essen beruhigt ein Schluck Wasser und bewirkt eine wohlthätige Unterbrechung der Geschmacksthätigkeit, was auch sonst bei längerem Trinken sehr angebracht ist. — Eine ähnliche Rolle muß dem Brote zugewiesen werden. Wenn sich auch der theoretisch richtige Grundsatz: daß man gut thut, bei der Sorte, mit der man begonnen, zu bleiben, praktisch nicht durchführen läßt, man vielmehr, wie wir wissen, vom Leichten zum Schweren

fortschreitet und zum Schlusse des Mahles bessere Sorten vorgesetzt werden, so wird der Trinkkünstler alsdann durch Genuß eines Stückes Weißbrot seine mehr oder weniger aufgeregten und verwirrten Geschmacksnerven beruhigen, um des neuen Genusses voll und ganz teilhaftig zu werden.

Die neutralisierende Wirkung des Brotes ist den Weinhändlern wohl bekannt, daher sie bei Proben stets trockenes Weißbrot verlangen. Ohne eine solche Unterbrechung wird der Geschmack bald so abgestumpft, daß man gar nichts mehr unterscheiden kann, ebensowenig wie man die Stäbe eines aufgespannten und in Drehung versetzten Regenschirms zu zählen vermag. Die entgegengesetzte Wirkung bringen Käse und Nüsse hervor, bei diesen gewinnt der schlechteste Wein, wovon sich jeder durch eigene Anschauung überzeugen mag.

Es fragt sich noch, welche Temperatur die Getränke haben sollen. Hier ist wie überall die goldene Mittelstraße die beste, und der Trinkkünstler wird, auch ohne ein Thermometer in sein Weinglas oder den Bierkrug zu senken, das Richtige treffen. Zu stark mit Eis Gekühltes ist zu verwerfen, weil es, abgesehen von diätetischen Rücksichten, zuviel an Geschmack verliert.

Wo Holz gehauen wird, da fallen Späne, diese sind aber nicht die beabsichtigte Wirkung, sondern manchmal sehr störend auftretende Neben-

produkte, die, wo sie nicht ganz abzuschaffen sind, auf das kleinste Maß zurückgeführt werden müssen. So in der Trinkkunst der Rausch und seine bösen Folgen, denen man, da der Mensch schwach ist, nur zu leicht anheimfällt.

Daher ist Vorsicht geboten und das einzige Mittel ist: Aufhören, wenn man fühlt, daß man genug gethan hat. Aber viele Leute sind unermüdlich! — Das im Mittelalter beliebte Tragen eines Amethysts, der davon seinen Name hat, ist leider wirkungslos, sagt doch selbst unser großer Lessing: Zu viel kann man wohl trinken, doch nie trinkt man genug. Daß man beim Trinken sich möglichst vor Aufregung zu hüten hat, bedarf keiner Erwähnung, man vergesse nie die goldene Regel: Langsam und mit Gefühl; Rauchen ist thunlichst zu vermeiden!

Aber es giebt Leute, welche, sonst nicht unbegabt, es verstehen, sich durch Schwatzen und Schreien mit einem einzigen Schöppchen gründlich zu berauschen — solche Unglückliche sind zu beklagen.

Die Symptome des Rausches brauchen wir nicht auseinanderzusetzen, sie sind seit Noah allgemein bekannt. Man lasse sich ja nicht durch Rücksichten binden und sich verleiten mehr zu trinken, als man eben vertragen kann, denn viel Gescheites wird, wenn man einmal erst soweit ist, doch nicht mehr zu Tage gefördert, und melius

est occurrere in tempore quam post vulneratam causam remedium quaerere.

Ist der Trinker, wie wir eingangs unserer Vorlesungen so schön gesagt haben, aus dem Rahmen seiner Kunst herausgefallen, so muß er die Folgen, so gut er kann, überwinden: Katzenjammer oder Kater! Doch das sind häßliche Worte, welche der Trinkkünstler so höflich als entschieden zurückweist. Er gebe auch nicht zu, daß er sein Leiden lediglich dem zuviel Genossenen verdankt, denn das würde die Idealität seines Strebens herabsetzen — er mache einfach seine Konstitution im allgemeinen dafür verantwortlich.

„Es hat zu lange gedauert — Meine Nerven sind erschüttert — Ich kann die Unruhe nicht mehr vertragen, mein Nervensystem ist zu angegriffen.“

Weniger gute Ausreden sind. „Man hätte den Sekt aus der Bowle fortlassen sollen — Der Wein war zu kalt — das letzte Glas hätte ich nicht mehr trinken dürfen“ ebenso wie der Gourmand, welcher sich den Magen verdorben, die Schuld auf das letzte Stück Salm schiebt, das er nicht mehr hätte zu sich nehmen dürfen .... Gedankenstrich!

Niemand wird deshalb den Trinkkünstler tadeln dürfen, denn Nerven sind heutzutage hochmodern und werden es voraussichtlich noch lange bleiben, sie sind deshalb auch jedem zugänglich.

Vor sieben Jahrzehnten nannte man dies „unbestimmte Etwas" Migräne und war diese nur für Damen wie die vapeurs, welche im vorigen Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielten. Selbst die sprüchwörtlich fetten Schoßhunde der Rokokozeit konnten sich dieser Modekrankheit nicht entziehen nnd ein echter Mops von anno dazumal würde ohne vapeurs nicht auf der Höhe seiner Zeit gestanden, nicht für stilgerecht und chic befunden worden sein.

Multibibus giebt uns in seinem Zech-Recht eine trotz ihrer Kürze den Nagel auf den Kopf treffende Schilderung des genannten Zustandes.

„Da schläffet und schnarchet man dann fein wol aus und stehet nicht ehe auff bis daß man mit den Tellern klappert, alsdann erhebt sich ein wüthender Schmerz im capitolio, das ist zumahl bestürtzt und kan nichts verrichten. Die Augen liegen tieff im Kopff, seynd roth, voll Niebels und Nebels, die versoffene Gusche ist ungewaschen, unflätig, beschmutzet, um und um bekleistert mit gantzen Stücklein, so sich noch vom nächtigen vomitu hin und her an den Backen erhalten, angedorret und nach der Küche riechen. Die Kleider sind allenthalben zerrissen, nicht anders als eine Sau hin und her geweltzt durch alle stinckenden Pfül und Mist-Pfützen."

Man wird gestehen müssen, klarer kann man

die Sache nicht gemacht bekommen, man müßte sich denn durch praktische Ausführung selbst überzeugen. Wenn es nun auch nicht in allen Fällen so schlimm ist, so gebietet doch schon ein geringerer Grad des Übels auf Mittel dagegen zu sinnen und als solche sind die einzig richtigen: frische Luft und strenge Diät. Den angegriffenen Magen durch Gewaltmittel: pikante und scharf gesalzene Speisen wieder in Ordnung bringen zu wollen, ist eine Verirrung, welche mir fast vorkommt, als wie wenn man einen Bleichsüchtigen mit roter und einen Schlagkanditaten mit weißer Schminke wiederhergestellt zu haben wähnte.

Ein Weinglas voll frischen Wassers mit einigen Tropfen Äther wird in jedem Falle gute Dienste leisten.

Für diejenigen der verehrten Leser, welche noch keine Seefahrt gemacht und die Schrecken der Seekrankheit nicht aus Erfahrung kennen, sei zum Schlusse bemerkt, daß der Zustand nach einer durchzechten Nacht, wo der Magen nicht nur keine Speise aufnimmt, sondern im Bestreben, solche abzuwehren, schließlich die grüne Galle hervorbrechen läßt, genau mit dem durch das poetische Schaukeln der Meereswellen hervorgerufene Übel übereinstimmt — gegen welches man ebensowenig ein radikal wirkendes Mittel hat als gegen die — Nerven.

Schlußwort.

Die vorstehenden „Vorlesungen“ über die Trinkkunst sind thatsächlich in einem kleinen Kreise Gleichgesinnter gehalten worden, der Beifall, welcher dem Verfasser gespendet wurde, reifte den Entschluß, sie einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Einige erklärende Bemerkungen dürften daher hier wohl am Platze sein. —

Obgleich über das Trinken im allgemeinen von Berufenen und Unberufenen soviel schon geschrieben worden, daß man Bibliotheken damit füllen könnte, und wohl niemand lebt, der nicht mindestens einmal Rhein auf Wein gereimt hat, so ist doch über das Trinken als Kunst noch nichts vorhanden.

Anthus, wie es scheint ein Anonymus, welcher ein Buch über die „Eßkunst“ geschrieben, kommt darin auch auf das Trinken zu sprechen und meint mit Recht, dies verdiene einen eignen Cyklus von

Vorlesungen. Ich will nicht leugnen, daß Anthus' „Vorlesungen" mit anregend auf das Entstehen der vorliegenden Schrift gewirkt haben — jeder aber, der sein Buch kennt, wird bemerken, daß ich außer dieser Anregung nichts weiter von ihm haben konnte, schon aus dem Grunde, weil das Gebiet der beiden Künste, wenn man anders im Ernste von einer „Eßkunst" reden kann, zuweit auseinander liegt. Das Essen ist und bleibt eine materielle Handlung, das Trinken eine ideale, ersteres ist eine physische Notwendigkeit, letzteres, besonders im Kunsttrinken, ein geistiges Erholen.

„Das Essen, nicht das Trinken
Bracht' uns ums Paradies!"

So stellt sich der Dichter auf den einzig richtigen Standpunkt, wobei wir freilich in Betracht zu ziehen haben, daß ihm die Ergebnisse der in den vorliegenden Vorlesungen angestellten Forschungen nicht zu Gebote standen wie uns.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle eines Dichters und Denkers zu erwähnen, der wie kein anderer die Poesie des Trinkens in edelster Weise verherrlicht hat: Wilhelm Hauff, der Schöpfer der Phantasien im Bremer Ratskeller, welches Werk allgemein gekannt und beliebt ist und es bleiben wird, wenn die Erzeugnisse manches

seiner berühmteren Kollegen in das Meer der Vergessenheit gesunken.

Ob es sich aber, wenn man die „Phantasien" gelesen, empfiehlt, den Bremer Ratskeller zu besuchen, um an Ort und Stelle des Dichters Gedanken nachzuempfinden, — das möchte ich doch bezweifeln, die Enttäuschung würde groß sein, denn besagter Keller soll sich fast in nichts mehr von einem modernen Weinrestaurant unterscheiden. Neueinrichtungen haben die Poesie davon abgestreift und wenn auch die Weinkarte eine außerordentlich reiche Auswahl guter und bester Sorten aufweist, so wird doch die Wirklichkeit nicht im entferntesten mit der durch die Lektüre erzeugten Vorstellung übereinstimmen, selbst wenn man letztere unter Berücksichtigung der veränderten Zeitumstände entsprechend umgeformt zu haben glaubt. Die berühmten uralten Weine sind in den Augen des Trinkkünstlers wertlose Kuriositäten; sie haben sich überlebt, wie alles alte, welches nicht mehr verstanden in eine neue Zeit hineinragt, endlich doch hinsinkt, dem kommenden den Platz räumend, in des Lebens ewigem Wechsel.

Die Frage, ob der Trinker sich nur im Kreise froher Genossen seiner Kunst hingeben soll oder ob er sie auch allein ausüben darf, ist durch die Phantasien erschöpfend beantwortet. Wie deren

Verfasser im Ratskeller seinen „Schalttag“ feiert, so wird mancher in ähnlicher Weise gern eine Einkehr in sich selbst halten und aus derselben neue Anregung schöpfen. — —

Während ich diesen Schluß meiner Arbeit forme, sitze ich einsam in meinem Zimmer, umgeben von meinen stillen Freunden, den Büchern und Altertümern der verschiedensten Art, den stummen und doch wieder so beredten Zeugen längst vergangener Tage. Es ist spät, alles im Hause schläft, nur ich bin noch wach und vor mir glänzt im Silberbecher des Rheinweins flüssiges Gold in magischem Scheine.

Aus der goldenen Flut aber steigen Erinnerungen auf und gewinnen Gestalt und Leben, wie sie im bunten Wechsel von Leid und Glück vor meinem geistigen Auge vorüberziehen. Ich denke der Lieben, die vorausgegangen: „Den Ruhenden unter dem Rasen sei freundlich der Becher gebracht!“ — — —

Es naht der Wendepunkt eines kurzen und doch oft so bedeutungsvollen Zeitabschnitts: dumpf hallt der erste Schlag der Mitternachtstunde vom nahen Turme durch das Gemach, und mit dem beginnenden Tage trete das Leben der Gegenwart wieder in seine Rechte. Ich weihe den aufs neue gefüllten Becher den freundlichen Lesern, die

mir bis hierher gefolgt und wünsche ihnen — nun, um es kurz zu machen: alles, was Luther und Alban Stolz in der vierten Bitte des Vaterunsers zusammengefaßt wissen wollen und wenn ihnen dann noch etwas fehlen sollte, auch dieses. Vor allem aber, daß sie sich stets frohen Herzens die Ausübung der Kunst, welcher die vorliegenden Blätter gewidmet sind, angelegen sein lassen, bis an ihr sanftseliges

Ende.

Vogl.